



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Deutschlands koloniale Not ; Im Auftr. d. Kolonial-wirtschaftl. Komitees**

**Karstedt, Franz Oskar**

**Berlin, 1917**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-12196**

Karstedt  
-  
Püttflur's  
kollekt. Not.

IX  
c  
4252



IX . c. 4252

1884

# Deutschlands koloniale Not

Im Auftrage  
des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees  
verfaßt von  
*Oskar*  
Dr. Karstedt

Preis 1,— Mark

---

Berlin 1917  
Kolonial-Wirtschaftliches Komitee  
wirtschaftlicher Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft  
Pariser Platz 1



# Deutschlands koloniale Not

Im Auftrage  
des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees  
verfaßt von

Dr. Karstedt

1916:2975



Berlin 1917

IX.c.4252

Kolonial-Wirtschaftliches Komitee  
wirtschaftlicher Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft  
Pariser Platz 7

Für den Buchhandel zu beziehen durch: E. S. Mittler & Sohn  
Königliche Hofbuchhandlung in Berlin

© 1993 by the author

1010 1010 1010 1010



## Inhalt.

---

	Seite
Vorwort . . . . .	3
Einleitung . . . . .	7
Die Entwicklung der deutschen Rohstoffverarbeitung und ihre Ab- hängigkeit vom Ausland . . . . .	9
Friedenswirtschaft und Rohstoffversorgung. Mitteleuropa und Kolonial- politik . . . . .	30
Die Leistungen unserer bisherigen Kolonien und die koloniale Eignung der Deutschen . . . . .	37
Kolonien als Machtfaktoren . . . . .	43
Schlußbetrachtungen . . . . .	55

---

20

10



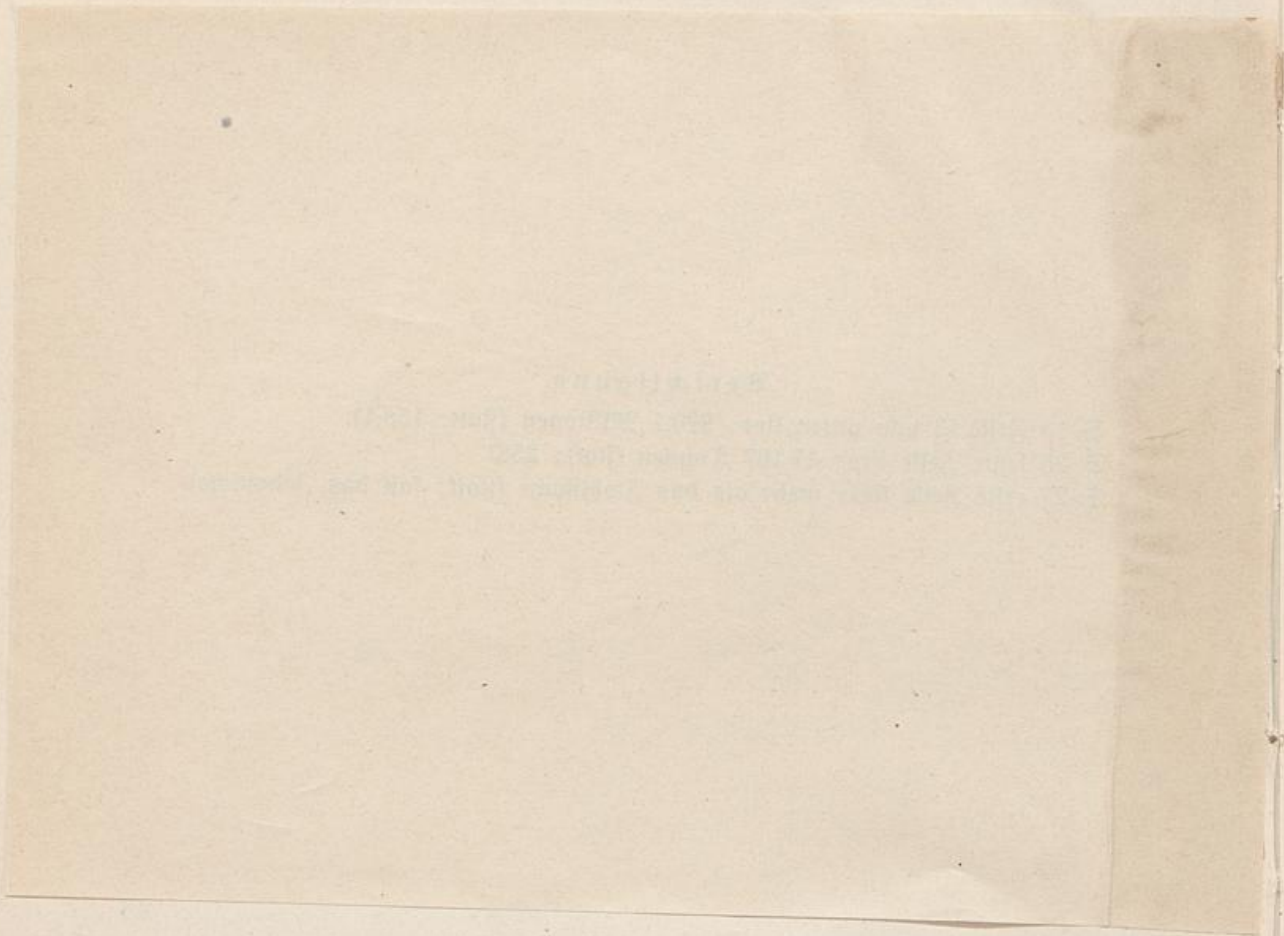
### Berichtigung.

- S. 13 Zeile 13 von unten lies: 296,1 Millionen (statt: 156,1).  
S. 26 letzte Zeile lies: 17 167 Tonnen (statt: 258).  
S. 27 erste Zeile lies: mehr als das Zwölfwache (statt: fast das Zehnfache).

... zugelegenheit! Vielen unter uns war deutscher Kolonial-  
eßig bisher nicht viel mehr als ein hübsches, aber an sich nicht notwen-  
iges Ornament am Reichsbau, und unter dieser „schmuckartigen“ Ein-  
hägung litt die innere Fühlung mit den Kolonien und ihre Bewertung.

Der Krieg und namentlich die Aushungerungspolitik Englands hat  
en ganzen Fragenkomplex der Ernährung und der Rohstoffversorgung  
dem Glied des deutschen Volkes nahe gebracht und es zum Nachdenken  
ber das Wieso? und Warum? gezwungen. Da dürfte es denn endlich  
n der Zeit sein, entschieden zur Kolonialpolitik Stellung zu nehmen  
nd sich eingehend mit diesem wichtigen Zweig der Weltpolitik zu be-  
häftigen.

Als Unterlagen dienten mir neben den statistischen Jahrbüchern in  
fter Linie die Werke von Dr. Warnack: Unsere Kolonialwirtschaft in  
rer Bedeutung für Industrie, Handel und Landwirtschaft (3. Auflage,  
erlin 1914), und von Dr. Schulte im Hofe: Die Welsterzeugung von  
ebensmitteln und Rohstoffen und die Versorgung Deutschlands in der  
ergangenheit und Zukunft (Berlin 1916). Daneben lag eine Reihe  
gener politischer und volkswirtschaftlicher Arbeiten, die zum größten



## Vorwort.

---

Die nachstehenden Blätter sind bestimmt, einem größeren Kreis das Verstehen für die koloniale Seite der deutschen Zukunft zu erschließen und näher zu bringen. Ihre Entstehung verdanken sie der Tatsache, daß leider, wie sich gerade in der letzten Zeit gezeigt hat, die Bedeutung von Kolonien und Kolonialbesitz für uns noch nicht im rechten Licht gesehen worden ist. Man hat die Frage mit politischen Dingen verknüpft, mit denen sie grundsätzlich gar nichts zu tun hat, wenn wir sie als das ansehen, als was sie bei der derzeitigen und auch durch eine etwaige Erweiterung der europäischen Grenzen Deutschlands kaum zu ändernden Struktur des deutschen Daseins betrachtet werden muß, nämlich als eine in höchstem und überragendem Maße wirtschaftliche Angelegenheit! Vielen unter uns war deutscher Kolonialbesitz bisher nicht viel mehr als ein hübsches, aber an sich nicht notwendiges Ornament am Reichsbau, und unter dieser „schmuckartigen“ Einschätzung litt die innere Fühlung mit den Kolonien und ihre Bewertung.

Der Krieg und namentlich die Aushungerungspolitik Englands hat den ganzen Fragenkomplex der Ernährung und der Rohstoffversorgung jedem Glied des deutschen Volkes nahe gebracht und es zum Nachdenken über das Wieso? und Warum? gezwungen. Da dürfte es denn endlich an der Zeit sein, entschieden zur Kolonialpolitik Stellung zu nehmen und sich eingehend mit diesem wichtigen Zweig der Weltpolitik zu beschäftigen.

Als Unterlagen dienten mir neben den statistischen Jahrbüchern in erster Linie die Werke von Dr. Warnack: Unsere Kolonialwirtschaft in ihrer Bedeutung für Industrie, Handel und Landwirtschaft (3. Auflage, Berlin 1914), und von Dr. Schulte im Hofe: Die Welterzeugung von Lebensmitteln und Rohstoffen und die Versorgung Deutschlands in der Vergangenheit und Zukunft (Berlin 1916). Daneben lag eine Reihe eigener politischer und volkswirtschaftlicher Arbeiten, die zum größten

Teil in der Korrespondenz des Aktionsausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft „Deutsch-Übersee“ veröffentlicht sind, sowie solche von D. Jöhlinger vor und die Aufsätze, die Dr. Quessel, Kaliski, Severing und Peus u. a. in den „Sozialistischen Monatsheften“ zur Veröffentlichung gebracht haben. Ferner wurden solche Aufsätze herangezogen, die ich anonym durch das Kolonialpolitische Komitee veröffentlichte.

Mit Rücksicht darauf, daß das industrielle Rohstoffproblem unter dem Licht der Kolonialwirtschaft am schärfsten beleuchtet ist, ist diesem der größere Raum vorbehalten, während die Lebensmittelerzeugung im wesentlichen nur gestreift ist.

Berlin-Steglitz, Weihnachten 1916.

Dr. Karstedt.

## Einleitung.

**E**s wird erzählt, daß bei einem Besuch, den Journalisten aus den neutralen Ländern kürzlich Süddeutschland abstatteten, einer der neutralen Presseangehörigen zu einem Großindustriellen, der vor dreißig Jahren mit einem Arbeiter anfing und heute einem der größten Werke Deutschlands vorsteht, unvermittelt gesagt habe: „Sie sind auch schuld daran, daß Deutschland im Krieg mit England liegt!“ Auf die erstaunte Frage des Industriellen, wie er eine solche Behauptung begründen wolle, habe ihm der Journalist geantwortet: „Hätten Sie und Ihresgleichen sich in jungen Jahren in England niedergelassen und Ihre Erfindungen und Entdeckungen für England gemacht, dann würden jetzt ein halbes Duzend Lords und andere vornehme Herren die von Ihnen erarbeiteten Dividenden einstecken. So aber entgeht den Herren in England der Gewinn, und sie nehmen in dem Maße weniger ein, als es Ihnen und Ihren deutschen Kollegen gelingt, die Käufer des Auslandes an sich zu ziehen.“

Mag in dieser These noch so viel Übertreibung stecken, so ist nicht zu verkennen, daß auch ein großer Teil Wahrheit in ihr enthalten ist. England ist es gewohnt gewesen, seine Heimat mehr und mehr zum Rentnerstaat sich auswachsen zu sehen, für den die halbe Welt fronen mußte. Was es nicht selbst hervorbrachte, dafür wollte es wenigstens den Maklergewinn einstreichen, denn der Begriff des Gentleman umfaßt nicht zuletzt diejenige Klasse von Personen, die, ohne selbst tätig in der Arbeit zu sein, von der Arbeit von Millionen von Menschen auf den Plantagen Indiens, den Minen Südafrikas, den Schäfereien Australiens und in den Fleischfabriken Südamerikas lebt. So lange England der große Umschlagsplatz für Europa war, an dem Riesengewinne durch den Maklerverdienst eingestrichen wurden, so lange hatte es keinen Anlaß, in der Arbeit anderer Staaten eine Gefahr für sich selbst zu erblicken. Das ist anders geworden. Namentlich in Deutschland hat man sich mehr und mehr unabhängig von dem Despoten des Weltmarktes, wie ihn Karl Marx einmal nennt, zu machen versucht, und obendrein war Deutschland zum schärfsten Konkurrenten auch in der Lieferung an fremde Länder geworden. Nur widerstrebend hat England es immer zugelassen, daß Märkte wie London, Liverpool usw. ihres Charakters als Monopolmärkte entkleidet wurden; es sei in dieser

Beziehung nur daran erinnert, wie es sich gegen die deutsche Konkurrenz in Indien gewehrt hat, als deutsche Kaufhäuser anfangen, ihre eigenen Agenten nach Kalkutta zu schicken, um hier selbst den Aufkauf von Indigo in die Hand zu nehmen. Früher war London der Hauptmarkt Europas für Indigo gewesen. Ganz mit Recht erkannte man die große Gefahr, die darin lag, daß deutsche Kaufleute bestrebt waren, den seinerzeit noch unentbehrlichen Indigo unmittelbar unter Umgehung Londons nach Deutschland zu verschiffen. Und ein ähnliches Monopolbestreben lag dem auf der Pariser Wirtschaftskonferenz vom Sommer 1916 gemachten Versuch Englands zugrunde, als Gegenleistung für gewisse finanzielle Transaktionen die Kontrolle über die Riesengetreidemengen, die Rußland produziert, zu erlangen. Der Versuch ist an dem Widerstande Rußlands gescheitert. Es würde aber einen Widerspruch zu dem englischen Charakter, dessen Grundzug wirtschaftlicher Natur ist, bedeuten, wenn England endgültig auf seine Bestrebungen, die Monopole für die großen Welthandelsgüter in die Hände zu bekommen, verzichten würde. In dieser Monopolstellung hat jahrzehnte- und jahrhundertlang Englands Kraft geruht. Ein Aufgeben seiner Kontrolle über den Weltwirtschaftsmarkt würde letzten Endes das wirtschaftliche Schicksal Englands und damit auch das politische besiegeln.

Und unter diesem Gesichtspunkte gewinnt die Frage der Kolonialzukunft Deutschlands eine ganz besondere Bedeutung. Gewiß ist es uns nicht gleichgültig, ob deutsches Land, das mit Strömen von Blut und Schweiß mühsam erkämpft ist, uns für immer verloren gehen soll. In Ostafrika, in Kamerun usw. liegt ein Stück Seele des deutschen Volkes. Über diese rein gefühlsmäßigen Erwägungen hinaus aber gewinnt die wirtschaftliche Seite der Kolonialfrage eine Bedeutung, die leider vielfach noch nicht erkannt, bzw. noch nicht genügend gewürdigt ist. Geben wir uns aber darüber keinen Illusionen hin, daß noch so große politische Errungenschaften oder europäische Landgewinne als Ergebnis dieses Krieges niemals uns die Unabhängigkeit verschaffen können, die wir als *conditio sine qua non* erstreben müssen. Ein Verzicht auf die bestmögliche Sicherung unseres Rohstoffbezuges, der im wesentlichen Bezug aus tropischen und subtropischen Ländern ist, würde uns in die schwierigste wirtschaftliche Abhängigkeit von England bringen, eine wirtschaftliche Abhängigkeit, die bei der sozialen Struktur Deutschlands und seiner absoluten Abhängigkeit von der Rohstoffzufuhr letzten Endes trotz alledem zu der drückendsten politischen Abhängigkeit von England führen müßte.

## Die Entwicklung der deutschen Rohstoffverarbeitung und ihre Abhängigkeit vom Ausland.

Die gewaltige Wirtschaftsentwicklung, die die ganze Welt seit etwa 1870 durchgemacht hat, machte sich in Deutschland erst verhältnismäßig spät geltend. Noch zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war Deutschland im wesentlichen ein Agrarland, von dessen Bevölkerung damals noch jährlich annähernd fünf vom Tausend zur Auswanderung gezwungen waren. Gerade die Tatsache, daß jährlich Hunderttausende seiner Bürger dem Deutschen Reich verloren gingen, war ja eine der Haupttriebkraften, die Leute wie Karl Peters, Fühlke usw. veranlaßten, für Deutschland Kolonien zu erstreben, in die es seinen Menschenüberschuß abschicken konnte. Erst mit den achtziger Jahren setzte die lebhaftere Industrialisierung unserer gesamten Wirtschaft ein, die im Laufe weniger Jahrzehnte dazu führte, daß Deutschland einer der ersten Industriestaaten der Welt wurde. Waren noch 1882 bei einer Gesamtbevölkerung von 45,2 Millionen 19,2 gleich 42,5 % in der Landwirtschaft beschäftigt, während auf Industrie und Handel 45,5 % entfielen, so hatte sich das Verhältnis 1907 bei einer Gesamtbevölkerung von 61,7 Millionen in der Weise verschoben, daß auf die Landwirtschaft nur noch 28,7 %, auf Industrie und Handel aber 56,4 % entfielen. Hatten 1871 nur 1 969 000 Menschen in Städten über 100 000 Einwohnern und 12 800 000 in Orten zwischen 2000 und 100 000 Einwohnern gelebt, so beherbergten die Großstädte, die wesentlichen Zentren der Industrie, im Jahre 1910 13 800 000 Seelen, während die Mittelorte 25 148 000 zählten. Und wenn 1885 die Gesamteinfuhr an Rohstoffen für Industriezwecke einschließlich der Halbfabrikate nur einen Wert von 1,20 Milliarden darstellte, so hatte sich dieser Betrag bis 1913 auf das Fünffache, nämlich auf 6,24 Milliarden vermehrt. Umgekehrt betrug der Wert der 1885 ausgeführten Fabrikate nur 1,8 Milliarden, während er 1913 auf 6,4 Milliarden gestiegen war. Der Rohstoffbezug bzw. die Ausfuhr von Fertigwaren war somit eine der stärksten Triebkräfte der gesamten deutschen Volkswirtschaft geworden. Hand in Hand und fördernd neben dieser Bewegung ging die Neigung zur Bildung von Großbetrieben. Während 1882 die mittleren Industriebetriebe, die 51 bis 100 Personen beschäftigten, insgesamt nur

eine Arbeiterchaft von 1,4 Millionen zählten, war deren Zahl 1907 auf 4,4 Millionen gestiegen, und gleichzeitig hatten die Riesenbetriebe mit mehr als 1000 Arbeitern die Zahl der in ihnen Beschäftigten in dem gleichen Zeitraume von 213 000 auf 954 000 erhöht. Zählte Deutschland im Jahre 1886/87 2143 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 4,9 Milliarden Mark, so war deren Zahl Ende 1912 auf 5422 mit 17,1 Milliarden gestiegen. In welchem Maße die Industrialisierung Deutschlands in den letzten zwanzig Jahren die Grundlagen der Lebenshaltung der Bevölkerung gefördert hat, mag daraus ersehen werden, daß das steuerpflichtige Vermögen in Preußen von 1896 bis 1911 von 64 Milliarden auf 104 Milliarden stieg, während gleichzeitig das Durchschnittseinkommen in Preußen in demselben Zeitraum von 884 auf 1241 Mark wuchs. Daß tatsächlich mit der Industrialisierung Deutschlands eine Erhöhung der Lebenshaltung verbunden war, d. h. daß die gewachsenen Verdienstmöglichkeiten nicht gleichzeitig durch eine Verteuerung der Lebensverhältnisse ausgeglichen wurden, geht daraus hervor, daß die Summe der Sparkasseneinlagen in den Jahren 1875 bis 1911 von 1,7 Milliarden auf 22,2 Milliarden gestiegen ist. Entfiel 1875 auf den Kopf der deutschen Bevölkerung eine Spareinlage von 44 Mark, so hatte sie sich 1911 auf 272,7 Mark erhöht. Diese Zunahme steht in der ganzen Welt einzig da und übertrifft die in Frankreich, Großbritannien und Amerika vorhandene um rund das Dreifache.

In welchem Maße dabei einige Industriezweige, die auf die Einfuhr von Rohstoffen angewiesen sind, in ihrer Bedeutung wachsen mußten, geht besonders deutlich aus der Vermehrung der Elektrizitätszentralen, die einmal Kraftlieferanten und zum andern die vornehmsten Abnehmer aller Stoffe sind, für deren Herstellung Kupfer, Kautschuk usw. erforderlich ist, hervor. 1895 zählten wir in Deutschland 148 Elektrizitätszentralen. 1913 war ihre Zahl auf 4040 gestiegen. Die gesamte Erzeugung der Elektrizitätsindustrie belief sich im Jahre 1912 auf 1200 Millionen Mark, von denen für 260 Millionen Mark ausgeführt werden konnten. Damit übertraf Deutschland das nächst größere Ausfuhrland an elektrischen Waren, nämlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika, um mehr als das Zweieinhalbfache.

Die fortschreitende Industrialisierung Deutschlands und seine Entwicklung zu einem der bedeutendsten Lieferanten für die ganze Welt hat, wie bereits erwähnt, eine riesige Steigerung des Verbrauchs aller Rohstoffe für Industriezwecke hervorgerufen. Darüber hinaus aber hat der wachsende Volkswohlstand und das Bedürfnis nach früher nur auf engere Schichten beschränkten Genußmitteln den Handel in ständig wachsendem Maße gezwungen, auch mehr Genußmittel einzuführen. In

erster Linie handelt es sich dabei um Produkte, die in der Hauptsache den tropischen und subtropischen Ländern entstammen. Entfiel zum Beispiel in den Jahren 1836 bis 1840 auf den Kopf der Bevölkerung nur ein jährlicher Verbrauch von 0,1 kg Kaffee, so war dieser 1913 auf 2,44 kg gestiegen. Noch größer war der Unterschied bei einem so wichtigen Nahrungsmittel wie dem Reis. Bei ihm stellten sich die entsprechenden Zahlen auf 0,18 und 3,56.

In welchem Maße wir in der letzten Zeit auf die Einfuhr wichtiger Rohstoffe für Industrie und Genußzwecke angewiesen waren, mag aus der nachfolgenden Tabelle hervorgehen. Soweit es nach den statistischen Aufschreibungen möglich war, ist dabei gleichzeitig die 1896 festgestellte Einfuhr angegeben. Ferner enthält die Tabelle dem Wert nach den Anteil, den englische Kolonien an der Lieferung hatten. Die Tabelle enthält keineswegs sämtliche Einfuhren, sondern nur diejenigen Stoffe, die ihrer Natur nach oder wenigstens zur Zeit nur in tropischen und subtropischen Ländern gewonnen werden können. Dabei sind aber zum Beispiel noch Ziegenfelle, die zum größeren Teil aus tropischen und subtropischen Ländern kommen, mit einem Wert von 32 Millionen fortgelassen. Ebenso ist die Seideneinfuhr mit 150 Millionen Mark nicht berücksichtigt. Ausgeschaltet sind ferner alle diejenigen Rohstoffe, die ihrem Wert nach von keiner größeren Einfuhrbedeutung sind.

	1896 in Millionen Mark	1913 in Millionen Mark	Davon Anteil aus englischen Kolonien in Millionen Mark
Reis . . . . .	19,1	103,8	77,2
Raps, Rübsen . . . . .	17,6	38,8	29,8
Erdnüsse . . . . .	2,3	28,2	13,4
Sesam . . . . .	5,5	43,7	11,9
Leinsaat, Leinmehl . . . . .	47,2	129,7	16,6
Baumwollsamens . . . . .	—	37,3	35,3
Sojabohnen, Schinüsse usw. . . . .	—	23,4	4,3
Palmkerne ) Kopra ) . . . . .	26,7	225,9	146,8
Rohbaumwolle und Linters . . . . .	238,8	628,2	134,7
Jute und Jutewerg . . . . .	24,9	94,0	89,2
Kakaobohnen, rohe . . . . .	12,1	67,1	22,9
Tee . . . . .	4,2	8,0	2,3
Pfeffer . . . . .	2,4	6,4	3,9
Gerbstoffe (außer Gerbrinden) . . . . .	—	10,8	2,8
Schellack . . . . .	5,5	6,9	6,5
Alazien-, Kirschgummi usw. . . . .	—	3,8	3,4
Kautschuk, roh und gereinigt ) Guttapercha ) . . . . .	34,8	137,0	48,1
übertrag . . . . .	—	1593,0	649,1

	1896 in Millionen Mark	1913 in Millionen Mark	Davon Anteil aus englischen Kolonien in Millionen Mark
übertrag . . . . .	—	1593,0	649,1
Talg von Rindern und Schafen . . . . .	9,1	18,2	5,8
Kokosnüsse, roh . . . . .	—	4,6	3,9
Merinowolle } . . . . .	277,5	229,3	184,5
Kreuzzuchtwohle } . . . . .		182,5	37,8
Straußfedern . . . . .	—	9,8	8,7
Rinderhäute . . . . .	—	321,7	57,5
Palmöl . . . . .	4,7	9,8	8,4
Reisabfälle (Viehfutter) . . . . .	—	20,0	9,9
Ölkuchen, Ölkuchenmehl . . . . .	29,7	118,5	6,1
Zinkerze . . . . .	1,3	36,7	19,9
Zinn . . . . .	17,1	58,1	14,6
Rohkupfer . . . . .	54,7	335,3	19,9
Tabak . . . . .	102,0	134,3	—
Kaffee . . . . .	189,3	219,6	4,5
Lufa, Piassava usw. . . . .	—	4,9	0,7
Strohrohr . . . . .	—	8,7	5,4
Mimosa-, Mangroverinden usw. . . . .	—	6,7	4,7
Eisenbein . . . . .	3,4	8,7	1,9
Glimmer . . . . .	—	6,9	5,2
Bleierze . . . . .	—	36,2	32,4
Manganerze . . . . .	3,0	28,8	8,9
Wolframerze . . . . .	—	10,6	4,9
Zinnerze . . . . .	—	42,1	2,3
Chilisalpeter . . . . .	67,4	171,9	—
Edelhölzer, tropische . . . . .	—	7,3	3,5
Ropale . . . . .	—	5,4	1,6
Zusammen . . . . .	—	3629,6	1102,1

Aus der obigen Zusammenstellung geht einmal hervor, daß bei einer Gesamteinfuhr von 11,21 Milliarden Mark im Jahre 1913 die tropischen und subtropischen Rohstoffe rund ein Drittel der Gesamteinfuhr umfaßten. Weiter aber weist sie nach, in welchem umfangreichen Maße wir bereits von englischen Kolonien abhängig geworden waren. In welchem Maße diese Abhängigkeit bezüglich der einzelnen Rohstoffe gewachsen ist und wie das Ausland damit in einzelnen Industriezweigen Deutschlands hinsichtlich seiner Lieferung einen gefährlichen Einfluß erlangt hat, soll später ausgeführt werden. Vorher sei aber auf eine andere Tatsache aufmerksam gemacht.

Es gehörte früher zum Dogma weiter Kreise, daß es uns gleichgültig sein könnte, wer uns die Rohstoffe liefere, wenn wir sie überhaupt nur bekämen. Bekanntlich war dies einer der Hauptgründe, den früher die grundsätzlichen Gegner der Kolonialpolitik anführten, und auch

heute noch spielt diese Anschauung in sozialdemokratischen Kreisen eine gewaltige Rolle, trotzdem sozialdemokratische Führer wie Dr. Quessel, Kaliski, Severing und andere wiederholt und in eindringlicher Weise auf das Falsche in ihr aufmerksam gemacht haben. Gewiß könnte es, um vulgär zu sprechen, für die deutsche Industrie gleichgültig bleiben, ob ihr das Fell von Franzosen, Engländern oder Deutschen über die Ohren gezogen wird, wenn es sich um unbedeutende und im Rahmen unserer gesamten Volkswirtschaft nicht ins Gewicht fallende Beträge handelte. Wie die obige Tabelle nachweist, ist das aber keineswegs mehr der Fall gewesen. Es handelt sich um Milliardenwerte, die von dem deutschen Volk so oder so aufgebracht werden müssen, auch wenn sie zum Teil in Gestalt von Ausfuhrwerten vermehrt wieder zurückfließen. Außerdem aber wäre gegen diesen Satz nichts einzuwenden, wenn insofern Gleichberechtigung bestände, als diejenigen fremden Kolonien bzw. Länder, die uns als Käufer gern aufnehmen, hinsichtlich des Bezuges dieselbe Neigung des Verkehrs mit uns zeigten. Leider ist das aber keineswegs der Fall gewesen. Die berühmte offene Tür, die auf dem Papier in fast allen Kolonien zugesagt war, hat sich in der Praxis nur zu häufig, wie der Abgeordnete Dr. Stresemann einmal ausführte, als das Tor erwiesen, aus dem der deutsche Kaufmann herausflog. Um ein Beispiel aus der letzten Zeit zu wählen, sei nur an die Art erinnert, in der die durch die Algeciras-Akte ausgesprochene Gleichberechtigung der Mächte in Marokko in der Praxis von den Franzosen umgangen worden ist. Und was sich in Marokko gezeigt hat, hat sich mehr oder weniger auch in den übrigen Kolonien herausgestellt. Während wir zum Beispiel im Jahre 1913 von Britisch-Indien für 541,8 Millionen Mark bezogen, also annähernd genau soviel als von dem europäischen Frankreich, konnten wir nach Indien nur für 150,7 Millionen absetzen. Der Australische Bund lieferte uns für 156,1 Millionen, also fast ebensoviel wie Italien, verkauft wurden an ihn aber deutscherseits nur für 88½ Millionen. Ähnlich stellte sich das Mißverhältnis für Britisch-Westafrika (134,5 : 16,7 Millionen), Ägypten (118,4 : 43,4), Britisch-Südafrika (69,6 : 46,9), Französisch-Westafrika (19,4 : 4,2), Algerien (34,6 : 6,2).

Fast sämtliche Kolonialmächte haben in der Praxis das Prinzip der Bevorzugung ihres eigenen Handels eingeführt. Eine grundsätzliche Ausnahme davon machten nur die Niederlande und Deutschland. Frankreich hat einen freien Wettbewerb fast in allen seinen Kolonien ausgeschlossen, indem es zum Beispiel deutsche Waren mit genau so hohen Zöllen wie in der Heimat belegt hat. Außerdem hat es vielfach durch Befreiung von Ausfuhrzöllen oder Gewährung von Zollfreiheit für Waren, die auf französischen Schiffen befördert wurden, dafür ge-

sorgt, daß manche Kolonialprodukte in Deutschland nicht als Rohstoffe, sondern nur veredelt Eingang finden konnten. Einen großen Teil seiner Kolonien, wie zum Beispiel Algier, hat es außerdem im wesentlichen als Zollinland behandelt.

Ähnlich wie Frankreich hat sich England in seinen Selbstverwaltungskolonien verhalten, die für englische Waren teilweise Vorzugszölle bis zu 33 % gewährten. Am weitesten ist in dieser Beziehung aber Portugal gegangen, das Vorzugszölle bis zu 90 % für seinen eigenen Handel und seine Schifffahrt eingeführt hat. In dem großen belgischen Kongogebiet bestand an sich zwar vollkommene Handelsfreiheit. Praktisch war sie aber auch durch die großen Konzessionen durchbrochen, die bekanntlich lange Zeit ein Hindernis für die Entwicklung der Kongokolonie waren.

Auf diese Weise war namentlich die Einfuhr von deutschen Produkten in fremde Kolonien vielfach unmöglich gemacht oder zum mindesten stark erschwert. Deutscherseits ist man bekanntlich in dem Grundsatz von der offenen Tür so weit gegangen, daß man die deutschen Kolonien genau so als Zollausland behandelte wie fremde Länder oder deren Schutzgebiete. Auf diese Weise zahlte in Deutschland deutsch-ostafrikanischer Kaffee genau denselben Zoll wie brasilianischer oder mittelamerikanischer. Eine Folge dieses Festhaltens an dem Grundsatz der offenen Tür hat in der Praxis vielfach dazu geführt, daß die Erzeugnisse der deutschen Schutzgebiete ihren Weg nicht nach Deutschland, sondern nach fremden Ländern nahmen.

Man hat sich in Deutschland, beeinflusst durch die Notwendigkeit zur Steigerung der Einfuhr an Rohstoffen, um alle diese Fragen verhältnismäßig wenig gekümmert und sich mit den gegebenen Verhältnissen abgefunden, obgleich doch das für uns ungünstige Mißverhältnis in den Handelsbilanzen der fremden Kolonien nichts anderes bedeutete als eine durch den notwendigen Ausgleich zwischen Einfuhr und Ausfuhr bedingte Schädigung deutschen Nationalvermögens. Ob wir nach dem Krieg uns weiterhin darein finden können, jahraus jahrein im Interesse unserer Industrie beträchtliche Tribute an die fremden Kolonien zu entrichten, kann bei dem Zwang, unsere nationale Wirtschaft möglichst zu konzentrieren und das deutsche Kapital, soweit angängig, zusammenzuhalten, wohl bezweifelt werden. Gewiß werden die englischen und französischen Kolonien auch in Zukunft gern bereit sein, den Warenabsatz nach Deutschland aufrecht zu erhalten und ihn womöglich noch zu fördern. Umgekehrt aber darf wohl als sicher gelten, daß die aufgepeitschte Abneigung gegen Deutschland und die nach dieser Richtung hin ergriffenen Maßnahmen der deutschen Ausfuhr nach den fremden Kolonien möglichst viele Steine in den Weg werfen werden. Man

braucht die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz nicht zu überschätzen, um sich gleichwohl vor einer Unterschätzung zu hüten. Was war denn letzten Endes der Grund zum Krieg? Doch nichts anderes als die Abneigung gegen den unbequemen strebsamen und fleißigen deutschen Konkurrenten, der dem englischen Handel und der englischen Volkswirtschaft überall in die Quere kam und die Ruhe des englischen Kapitalismus störte, der bereits so weit gegangen war, daß er die englische, in vielen Beziehungen zurückgebliebene Industrie in manchen Gebieten vollkommen ausgeschaltet hatte. Selbst wenn man annimmt, daß die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz hinsichtlich des Krieges nach dem Krieg in der Hauptsache nichts als bloßes Hoffen bleiben werden, so kann man doch überzeugt sein, daß namentlich England alle Hebel in Bewegung setzen wird, um den deutschen Absatz zu hindern und zu durchkreuzen. Mittel dazu hat man in Gestalt von Schiffsabgaben, Ausfuhrprämien usw. genug zur Hand. „Wir müssen alles tun, um den deutschen Handel zu verstümmeln, zu beschneiden, zu zerquetschen und zu zerstören, und wenn wir Frieden machen, dann werden wir dafür sorgen, daß Deutschland nie wieder sein Haupt erhebt.“ Der das sagte, war der englische Handelsminister Runciman in einer am 11. Januar 1916 im Unterhaus gehaltenen Rede. Der Minister Runciman wird eines Tages fallen\*), aber was er sagte, entsprach englischem Geist, wie er sich nicht nur im Kriege, sondern schon vorher im Frieden vielfach auf dem Gebiete des friedlichen Handels gezeigt hatte. Der englische Geist aber, der im Konkurrenten nichts als einen möglichst schnell zu erdroffelnden Gegner sieht, wird bestehen bleiben, mag der Krieg auslaufen wie er will.

Die Folgerungen aus diesen Tatsachen zu ziehen, liegt an uns.

Eines derjenigen Erzeugnisse, dessen Verbrauch in Deutschland in riesigem Maße zugenommen hat und das, weil es im großen nur vom Ausland zu beziehen war, uns in eine dauernd steigende Abhängigkeit von fremden Produktionsländern gebracht hat, ist die Baumwolle. Über die riesige Entwicklung der Baumwolleneinfuhr nach Deutschland in den letzten dreißig Jahren gibt die nachstehende Tabelle Aufschluß:

Einfuhr von Rohbaumwolle	Insgesamt 1000 t	Millionen Mark	Davon kamen aus		
			Bereinigten Staaten 1000 t	Britisch- Indien 1000 t	Ägypten 1000 t
1884 . . . . .	177,6	202,4	38,4	14,9	4,5
1886 . . . . .	172,0	170,3	50,2	13,8	4,0
1888 . . . . .	194,2	206,1	63,9	19,0	3,8

\*) Das ist inzwischen bereits geschehen.

Einfuhr von Rohbaumwolle	Insgesamt 1000 t	Millionen Mark	Davon kamen aus		
			Bereinigten Staaten 1000 t	Britisch- Indien 1000 t	Ägypten 1000 t
1890 . . . . .	250,6	280,6	125,1	50,1	0,8
1892 . . . . .	240,9	187,5	154,5	49,5	12,4
1894 . . . . .	277,8	191,7	183,9	60,5	11,9
1896 . . . . .	281,5	226,9	197,2	59,0	15,8
1898 . . . . .	357,0	237,5	286,0	42,2	22,5
1900 . . . . .	313,2	318,0	256,2	25,8	25,2
1902 . . . . .	348,3	319,7	267,0	48,4	30,4
1904 . . . . .	398,1	471,0	281,3	76,6	33,4
1906 . . . . .	380,2	445,3	279,1	69,4	32,5
1908 . . . . .	449,1	476,5	355,2	55,2	33,2
1910 . . . . .	402,4	560,9	279,9	82,8	33,7
1912 . . . . .	507,0	579,8	422,3	38,4	40,9
1913 . . . . .	477,9	607,1	369,4	57,5	40,6
Wert der Einfuhr 1913 in Millionen Mark . . . . .		607,1	461,7	58,6	73,0

Dadurch, daß der Anbau von Flachs und somit die Herstellung von Leinwand allenthalben gewaltig zurückgegangen ist, und beeinflusst weiter durch den Umstand, daß eine große Reihe von Erzeugnissen, die früher aus Wolle, Kautschuk und ähnlichen Stoffen hergestellt wurden, in den letzten Jahrzehnten durch Baumwolle ersetzt worden sind, hat nicht zuletzt in dem Industrieland Deutschland die Bedeutung der Baumwollverarbeitung gewaltig zugenommen.

Im Jahre 1846 besaß Deutschland nur 750 000 Spindeln, 1891 war ihre Zahl schon auf 6 Millionen gestiegen, und bei Ausbruch des Krieges waren nach der Statistik des Internationalen Bundes der Baumwollspinner- und -webervereinigungen in Deutschland über 11 Millionen Spindeln in Betrieb. Es ist berechnet worden, daß gegenwärtig in Deutschland mehr als eine Million Arbeiter, also der achte Teil unserer gesamten Industriearbeiterschaft, seinen Lebensunterhalt aus der Baumwollverarbeitung bezieht. Im Königreich Sachsen ist es sogar die Hälfte aller Industriearbeiter, die in der Textil- und damit also hauptsächlich in der Baumwollindustrie ihr Auskommen finden, und nicht viel anders liegen die Verhältnisse in vielen Teilen Elsaß-Lothringens, das nach der letzten Berufszählung mehr als 40 000 Arbeiter in der Baumwollindustrie beschäftigte, in Bayern, Württemberg usw. Das Kapital der Baumwolle verarbeitenden Aktiengesellschaften und ähnlicher juristischer Personen belief sich 1908 auf mehr als eine halbe Milliarde Mark, und wenn man die Privatunternehmungen

gen und die noch immer bestehenden zahlreichen Hausgewerbebetriebe nach den in ihnen festgelegten Kapitalien heranziehen könnte, würde man auf nicht viel weniger als eine Milliarde Mark kommen. Es dürfte somit die Baumwollindustrie nach ihrer rein finanziellen Bewertung mit an erster Stelle aller fremde Rohstoffe verarbeitenden Unternehmen in Deutschland stehen.

Wenn die Baumwollfrage somit ein das gesamte deutsche Wirtschaftsleben auf das tiefste berührendes Problem darstellt, so ist sie dadurch, daß wir hinsichtlich des Bezugs der Rohbaumwolle praktisch bisher ausschließlich auf das Ausland, namentlich Nordamerika und die englischen Kolonien, angewiesen waren, zu einer politischen allergrößter Bedeutung geworden. In den letzten Jahren wurde die Baumwoll-einfuhr Deutschlands ständig zu 75 bis 83 % von den Vereinigten Staaten von Nordamerika gedeckt. Die Massenansammlungen von Kapital, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte in Nordamerika vollzogen haben, haben aber nicht zuletzt auch die Baumwolle in den Kreis ihrer Spekulationen gezogen. Wenn auch ein Baumwolltrust zurzeit in Amerika noch nicht besteht, so hat doch eine Reihe von Syndikaten, sowohl der Händler als auch der Erzeuger, einen so starken Einfluß an der New-Yorker Baumwollbörse erlangt, daß bei der Abhängigkeit der jährlichen Baumwollerzeugung von klimatischen und anderen Verhältnissen die New-Yorker Börse hinsichtlich der Preisfestsetzung vollkommen selbstherrlich geworden ist. Nach der New Yorker Börse richten sich die Preise der gesamten Welt, und das geht so weit, daß sogar die qualitativ viel hochwertigere ägyptische Baumwolle automatisch nach dem Sinken und Steigen der amerikanischen Preise bewertet wird. An Versuchen, den Baumwollhandel in Amerika zu vertrusten, hat es zwar auch bisher nicht gefehlt, und wenn sie bisher fehlgeschlagen sind, dann lag das nur daran, daß die Haupttreiber doch noch nicht stark genug waren, um die gesamte Erzeugung bzw. den Umsatz in die Hände zu bekommen. In den Jahren 1903 bis 1914 hat der Preis der Baumwolle an der New-Yorker Börse zwischen 6,85 Cents, etwa 30 Pfennig, und 19,75 Cents, also rund 80 Pfennig, geschwankt. Unter dem Einfluß der Spekulanten vom Schlage der Patten und Sully hat Baumwolle zum Beispiel im August 1911 an der New Yorker Börse an einem Tag um fast 3 Cents bei einem Durchschnittspreis von etwa 13 Cents geschwankt. Infolge der Preisschwankungen in New York wechselte in den Jahren von 1903 bis zum Kriegsausbruch an der hauptsächlichsten deutschen Verkaufsstelle, der Bremer Baumwollbörse, der Preis zwischen 35 und 85 $\frac{1}{4}$  Pfennig für das Pfund, also um mehr als 100 %. Daß tatsächlich unberechtigte Preistreibereien auf amerikanischer Seite dabei im Spiel waren und nicht etwa natürliche, in dem mehr oder weniger

großen Ernteaussfall begründete Zufälle, geht daraus hervor, daß in einem der besten Erntejahre, nämlich 1906/07, der Preis für Baumwolle sich auf 15 Cents belief, während ein Preis von 10 Cents damals nach sachverständigem Urteil als durchaus zufriedenstellend angesehen werden mußte.

Daß diese Preisschwankungen, gegen die das Abnehmertum machtlos war, die deutschen Industrien nicht gleichgültig lassen können, liegt auf der Hand. Ein Preisunterschied von zum Beispiel nur 10 Pfennig auf die deutsche Einfuhr des Jahres 1913 würde für dieses Jahr einem zu zahlenden Mehrpreise von fast 96 Millionen Mark entsprechen. Tatsächlich haben derartige Baumwollverteuerungen in Deutschland vielfach zu Betriebseinschränkungen und Arbeiterentlassungen führen müssen.

Aber damit nicht genug: Das Bestreben der in zwei Syndikaten zusammengeschlossenen Baumwollpflanzer ging in den letzten Jahren immer mehr und mehr dahin, die Erzeugung zum Vorteil der Verteuerung einzuschränken. Beide Syndikate haben vor einigen Jahren die Forderung nach Mindestpreisen erhoben. Das eine sah nach einer französischen Quelle einen Preis von 1,20 Franken für das Pfund als genügend an, während das andere, das drei Viertel der Baumwollernte kontrollierte, behauptete, nicht unter 1,65 Franken auskommen zu können. Dieser gewaltige Unterschied in der Schätzung gibt ohne weiteres ein Bild davon, wie sicher sich die nordamerikanischen Interessenten bisher fühlten. Denn auch der Preis von 1,20 Franken wird gewiß nicht ungenügend gewesen sein. Diesem Bestreben, die Produktion möglichst niedrig zu halten, wird es in der Hauptsache wohl auch zuzuschreiben sein, daß der Baumwollpreis, der noch in den Jahren 1897 bis 1906 sich um  $8\frac{2}{3}$  Cents bewegte, seitdem ständig auf 12 bis 15 Cents stehengeblieben ist.

Zu diesen beiden Tatsachen, der unumschränkten Spekulation und der selbstsicheren, auf Einschränkung der Erzeugung gerichteten Bestrebungen der Pflanzler tritt noch ein drittes Moment hinzu, das namentlich für unsere industrielle Zukunft von gewaltiger Bedeutung ist. In Amerika zeigt sich ebenso wie in Ostindien ein immer wachsendes Bestreben, den Rohstoff im Lande selbst zu verarbeiten. 1890 belief sich die Zahl der in den Vereinigten Staaten laufenden Spindeln auf nur 14,6 Millionen. 1906 war sie bereits um 74 % auf 25,5 Millionen gestiegen, und 1914 betraf ihre Gesamtzahl 31,5 Millionen. Damit stand Nordamerika an zweiter Stelle sämtlicher Baumwolle verarbeitenden Staaten. Ähnlich liegen die Verhältnisse in dem zweitgrößten Erzeugungsgebiet, in Ostindien. Verfügte dieses 1890 nur über 3,4 Millionen Spindeln, so besaß es 1906 schon 5,2 Millionen. Also

auch hier eine Zunahme von 55 %. 1914 aber war die Zahl wiederum gestiegen auf 6,1 Millionen. Die Gesamtzahl aller auf der Erde laufenden Spindeln wurde von dem Internationalen Verband der Baumwoll-, Spinner- und Weber-Vereinigungen für Ende 1914 auf 143,4 Millionen berechnet. Amerika verfügte zu dieser Zeit somit also schon über fast  $\frac{1}{4}$  aller Spindeln.

Die Zunahme der Selbstverarbeitung in den Herstellungsländern nimmt somit einen für die Industrie des europäischen Kontinents und in erster Stelle Deutschlands geradezu bedrohlichen Charakter an. Wenn auch Ägypten, das drittgrößte Erzeugungsland, einstweilen als Selbstverarbeiter nicht in Betracht kommt, so läßt sich doch nicht absehen, ob gerade nach dem Krieg nicht die Neigung bestehen wird, hierin einen Wandel eintreten zu lassen. Denn die Hauptursache für die Neigung, den Rohstoff im Lande selbst zu verarbeiten, war sicher doch neben der Ersparnis der Fracht die Möglichkeit, die Konjunktur an Ort und Stelle besser übersehen und dementsprechend ausnutzen zu können. Da wir nach dem Kriege zweifelsohne mit einer gewaltigen Erhöhung aller Frachten zu rechnen haben werden, dürfte es nicht ausgeschlossen sein, daß auch in Ägypten eine Neigung zur Selbstverarbeitung der Baumwolle einsetzen wird\*).

\*) Die Gefahr, die in dem amerikanischen Übergewicht auf dem Gebiet der Baumwollversorgung liegt, wird übrigens auch in England gerade während des Krieges als schwer genug beurteilt. Nach der angesehenen volkswirtschaftlichen Zeitschrift, dem „Economist“, vom 9. September 1916 bezieht Lancashire 83,7% seiner Rohbaumwolle aus Amerika. Es wird deshalb als außerordentlich bedenklich angesehen, daß von der Steigerung der amerikanischen Baumwollerzeugung in den letzten 20 Jahren so wenig auf England entfallen ist. Sie betrug 1890/95 durchschnittlich 8,3 Millionen Ballen, 1911/15 dagegen 14,4 Millionen. Von diesem Mehr von rund 6 Millionen nahm aber Amerika selbst 2,73, das europäische Festland 2,63 und England nur 0,64 Millionen auf. Der amerikanische Verbrauch ist innerhalb der letzten 20 Jahre von 2,6 auf 5,3 Millionen Ballen gestiegen, der englische Anteil an der in Amerika erzeugten Rohbaumwolle ist in der gleichen Zeit um fast 10% gefallen. Das ist nach der englischen Auffassung eine Lage, die nach dem Ausspruch des Vorsitzenden der Cotton Growing Association die ernsteste Sorge verursacht. Gelänge es nicht, größere Lieferungen von anderswoher zu ermöglichen, so stehe die englische Baumwollindustrie vor schweren Verlusten und könne ihre Ausfuhr zum großen Teil einbüßen.

Da schätzungsweise Amerika in diesem Jahr selbst 7 Millionen Ballen verbrauchen würde (Pulver- und Sprengstoffindustrie), so würde die übrige Welt mit ebensoviel zufrieden sein müssen. Dabei rechnen diese Ausführungen noch mit der Voraussetzung, daß die Jahresernte in Amerika 14 Millionen Ballen beträgt, während sie tatsächlich für 1916 wohl weniger als 11 Millionen Ballen betragen wird.

Die Cotton Growing Association hat sich deshalb schon nach verschiedenen Seiten um Hilfe umgesehen, die um so dringender zu sein scheint, als die Regierung ihre bisherige Jahresbeihilfe von 200 000 Mark aus Ersparnisrückichten auf 20 000 Mark herabgesetzt hat.

Welche Gefahren sich daraus ergeben können, daß Deutschland auf Gnade und Ungnade sich dem Lieferungsmonopol fremder Länder überläßt, hat sich bereits einmal in der Weltgeschichte gezeigt, und zwar seinerzeit in der berühmten Baumwollnot, die durch den amerikanischen Bürgerkrieg hervorgerufen war. Damals stieg in Lancashire, dem Hauptbaumwollgebiet Englands, der Baumwollpreis auf 2 Mark für das Pfund. Hunderttausende von Arbeitern mußten damals feiern und im Winter des Jahres 1862, wo die Not am höchsten stieg, mußten allein mehr als eine halbe Million Baumwollarbeiter aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Auf 1360 Millionen Mark berechnet Dr. Watts die baren Geldverluste der drei Notjahre, und es ist bekannt, in welchem Maße selbst heute, nachdem 50 Jahre darüber hingegangen sind, noch das Wort Baumwollnot in England als Schreckgespenst wirkt. Man stelle sich nun einmal vor, was ähnliche Verhältnisse für Deutschland bedeuten würden! Zwar haben wir eine gewisse Baumwollnot auch während des Krieges, aber sie wird ausgeglichen dadurch, daß zahlreiche Textilarbeiter ihr Auskommen in anderen Berufen gefunden haben, ganz abgesehen davon, daß die Mehrzahl der Arbeiter im Felde steht. Wie aber, wenn nach dem Krieg die Baumwollpreise dauernd so hoch stiegen, daß die deutsche Industrie nicht mehr imstande wäre, ihre Arbeiten in dem früheren Umfang mit der bisherigen Arbeiterzahl aufrecht zu erhalten? War die Baumwollnot in England schon ein schwerer wirtschaftlicher Schlag, so würden ähnliche Verhältnisse in Deutschland wirtschaftlich und damit auch politisch unmittelbar wie eine Katastrophe wirken müssen. Schon im Frieden konnte unsere Baumwollindustrie gewisse billige Waren, die für den Gebrauch einfacherer Völker bestimmt waren, nicht herstellen, weil sie mit zu großen Lasten belegt war, um die billigen Erzeugnisse mit Aussicht auf Erfolg anbieten zu können. Es sei in dieser Beziehung nur an die Tatsache erinnert, daß von der 12-Millionen-Einfuhr von Baumwollwaren Ostafrikas nur knapp 800 000 Mark aus Deutschland kamen, während England und Indien das meiste lieferten. Unwillkürlich drängt sich da der Vergleich mit der Zeit vor der englischen Baumwollnot auf. Auch damals hatten weitsichtige Wirtschaftspolitiker in England bereits erkannt, daß es ein Umding wäre, wenn ein Industriegebiet wie Lancashire sich ausschließlich auf die Einfuhr von Amerika her verließ. Die Handelskammer in Manchester hat schon damals ernsthaft Mittel und Wege erwogen, um die Baumwollerzeugung Indiens zu heben. Aber wie es so häufig geht, so ging es auch mit dieser Frage: Weil keine augenblickliche Not vorlag, wurde die Erörterung dieser Frage immer wieder hinausgeschoben. Und als endlich 1857 die Cotton Supply Association gegründet wurde und Anfänge machte, um den Anbau von Baumwolle

in anderen Ländern zu heben und zu fördern bzw. ins Leben zu rufen, da reichte die Zeit nicht mehr aus, um den schweren Schlag abzuwenden, der mit dem Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges auf England niederkam. In England hat man aber dann kurzer Hand die Folgerungen gezogen. Mit allen Mitteln wurde in Indien der Baumwollbau gefördert und die glücklichen Erfolge, die man auf diesem Gebiet in Indien und bald darauf in Ägypten erzielte, haben England zu einem guten Teil von Nordamerika unabhängig gemacht\*).

Dem Wert nach stand Baumwolle im Jahre 1913 mit 5,6 % der Gesamteinfuhr an der Spitze aller Einfuhren Deutschlands. Ihr folgten Weizen, Wolle und Gerste, und dann mit 3,1 % Rohkupfer. Wenn auch Rohkupfer nicht zu den eigentlichen Kolonialprodukten zu rechnen ist, so muß auf die Entwicklung seines Verbrauchs hier doch kurz eingegangen werden, weil einmal auch bezüglich Kupfers die Geschichte der Verbrauchsentwicklung gleichzeitig ein weiteres Kapitel des Abhängigwerdens vom Ausland darstellt, und weil andererseits in den letzten Jahrzehnten durch die Entdeckung von Kupfergängen in Südwest-Afrika und im belgischen Kongo die Kupferfrage gleichzeitig zu einer Kolonialfrage geworden ist. Die bisherigen Schürfungsergebnisse in Afrika lassen weitere Kupferfunde außerdem zum mindesten wahrscheinlich erscheinen.

Es ist bekannt, daß Deutschland im Mittelalter eines der hauptsächlichsten Kupferproduktionsgebiete war. Mit dem gesteigerten Bedarf von Kupfer hat aber die Gewinnung in Deutschland keineswegs Schritt halten können. Die Gewinnung ist in Deutschland von 1886 bis 1912 von 19,7 Tausend Tonnen nur auf 46,5 Tausend Tonnen gestiegen. Andererseits aber hat der Kupferverbrauch in Deutschland namentlich mit dem Anwachsen der elektrischen Industrie einen ganz gewaltigen Umfang angenommen. Kam in den Jahren 1881 bis 1885 auf den Kopf der Bevölkerung jährlich nur ein Verbrauch von 0,48 kg, so stieg er 1908 auf 2,9 kg und 1912 mit einem Gesamtverbrauch von über 241 000 Tonnen auf 3,6 kg. Diesem gesteigerten Bedarf entspricht der Zwang zur vermehrten Einfuhr. Führte Deutschland 1880 nur für 16,6 Millionen Mark Reinkupfer ein, so belief sich der Wert der Kupfereinfuhr 1913 auf über 335 Millionen Mark. Dem stand in demselben Jahr eine Ausfuhr von Kupferwaren im Wert von 130,8 Millionen Mark gegenüber, wozu außerdem noch gewaltige Werte an Teilkupferwaren kommen. Der Hauptlieferant für Kupfer ist, ebenso wie für Baumwolle, Nordamerika geworden, das seine gewaltige Produktion,

\*) 1848 betrug die Baumwollerzeugung Indiens 49 000 Ballen, 1914 waren es 4 790 000 Ballen.

in der Hauptsache durch den deutschen Bedarf genötigt, im Laufe von zwanzig Jahren vervierfacht hat. Produzierte es 1892 nur 156 000 Tonnen, so war die Gewinnung 1912 auf 566 500 Tonnen gestiegen. Und hiervon lieferte es fast  $\frac{1}{3}$ , nämlich 197 300 Tonnen im Wert von 294 Millionen Mark, nach Deutschland.

Die Monopolstellung Amerikas, die annähernd die Hälfte der gesamten Kupfererzeugung der Welt kontrollierte, hat bezüglich dieses Stoffes auf dem Gebiet der Preisbewegung ähnliche Erscheinungen hervorgerufen, wie die, die bei Behandlung der Baumwolle geschildert worden sind. Auch bezüglich des Kupfers hat sich in der Praxis gezeigt, daß die Preise weniger von der Förderung als vielmehr von Börsenpreistreibern abhängig wurden. In den Jahren 1910 bis 1914 schwankte auf diese Weise der Berliner Preis für Kupfer zwischen Grenzen von 112 und 163 Mark für 100 Kilo, also nahezu um 50 %. Tatsächlich ist der Preis für Kupfer in den letzten Jahren dauernd gestiegen. Kostete in den achtziger Jahren zum Beispiel die Tonne nur 700 bis 800 Mark und selbst 1894 im Durchschnitt nur 880 bis 900 Mark, so belief sich der Durchschnittspreis im Jahre 1907 auf 1820 Mark. Selbst innerhalb der einzelnen Jahre ist infolge der amerikanischen Börsentreibern der Preis außerordentlich stark verändert. So mußten in Hamburg z. B. im Jahre 1907 für dieselbe Kupferart einmal 127 und einmal 223 Mark für den Doppelzentner bezahlt werden. In welchem Maße derartige, nur durch das Monopolbestreben des Lieferungslandes hervorgerufene Preisschwankungen die auf die Kupfereinfuhr unbedingt angewiesene deutsche Industrie zu beeinflussen geeignet sind, braucht hier nur angedeutet zu werden. Es kann jedenfalls keinem Zweifel unterliegen, und der Krieg mit den Erfahrungen auf dem Gebiet der Kupfernot hat das auf das eindringlichste bewiesen, daß es ein nationales Interesse von allergrößter Bedeutung ist, daß Mittel und Wege gesucht werden müssen, um uns hinsichtlich der Kupferversorgung in Zukunft eine möglichst große Unabhängigkeit vom Ausland zu verschaffen. Das gilt auch für den kaum zu erwartenden Fall, daß es gelingen sollte, die Kupferausbeute des Mansfelder Kupferschiefergebiets noch wesentlich zu verstärken.

Ähnlich wie der Welt-Baumwollverbrauch hat im Zeitalter der Industrie der Bedarf an Kautschuk und ähnlichen Stoffen, wie Gutta-percha und Balata, zugenommen. Wenn im Jahre 1840 noch 400 Tonnen Kautschuk den Gesamtweltverbrauch decken konnten, so belief sich dieser schon zu Beginn dieses Jahrhunderts auf über 55 000 Tonnen. Im letzten Friedensjahr, für das eine Statistik vorliegt — nämlich 1912 bis 1913 — wurde der Gesamtweltverbrauch auf

110 000 Tonnen geschätzt und für das Jahr 1920 kam man bereits auf eine Schätzung von 300 000 Tonnen. In erster Linie dürfte an dem steigenden Bedarf die gewaltig angewachsene Elektrizitätsindustrie und weiterhin auch die Kabelindustrie sowie der Automobilbau beteiligt sein. Entsprechend dem Anteil, den Deutschland gerade an der elektrischen Industrie hat, ist insbesondere sein Bedarf in den letzten zwanzig Jahren ganz gewaltig gestiegen. Bedurfte es noch im Jahre 1896 nur einer Einfuhr von 8300 Tonnen, so war diese im Jahre 1913 auf 20 500 Tonnen im Wert von 126 Millionen Mark gestiegen. In sieben Jahren hatte sich der Bedarf also der Menge nach um das Doppelte, dem Wert nach um fast das Vierfache vermehrt. In welchem Maße wir in den letzten Jahren auf die Kautschukzufuhr für unsere Industrie angewiesen waren, darüber gibt eine Statistik Auskunft, die vor einigen Jahren vom Reichsamt des Innern aufgestellt wurde. Danach wurden im Jahre 1912 in 21 deutschen Gummifabrikanten Waren im Gesamtwert von 140 Millionen Mark erzeugt. Hiervon entfielen allein auf Kraftfahrzeugreifen 78 Millionen Mark und auf Fahrradreifen 45,5 Millionen Mark.

Es ist natürlich, daß ein Naturerzeugnis wie der Kautschuk, dessen räumlicher Erzeugungskreis auf rein tropische Länder beschränkt ist, bei der steigenden Nachfrage einen geeigneten Gegenstand für die Spekulation abgegeben hat. Ursprünglich war aller gelieferte Kautschuk Wildkautschuk, d. h., er wurde im Raubbauverfahren von den wild wachsenden Gummibäumen, Lianen usw. gewonnen. Dieses Verfahren war naturgemäß verhältnismäßig billig, und so hielt sich der Kautschuk noch in den Jahren 1861 bis 1865 im Durchschnitt auf einem Preis von 1,50 Mark bis 2,15 Mark das Kilogramm. Noch für 1882 bewertet die Statistik das Kilogramm auf nur 5,80 Mark. Der steigende Bedarf führte aber bald in allen in Betracht kommenden Ländern dazu, die natürlichen und durch den Raubbau vielfach vernichteten Bestände plantagenmäßig zu ersetzen. Noch in den letzten Jahren, etwa um 1910 herum, haben wir ein gewaltiges Aufsteigen des Kautschukanbaues in den tropischen Ländern erlebt. Belief sich doch der Preis für Kautschuk zeitweise auf 28 Mark das Kilogramm! Dank der Tatsache, daß England in der Lage war, in vielen seiner Kolonien diese günstige Konjunktur auszunutzen, gelang es ihm, über die gesamte Kautschukerzeugung, insbesondere, soweit es sich um Plantagenkautschuk handelte, die Kontrolle in einer Weise zu erlangen, die in der schwersten Weise auf die gesamte deutsche Industrie gedrückt hat. Ceylon z. B., das 1900 erst 500 Tonnen Plantagengummi ausfuhrte, schickte davon im Jahre 1912 schon 6600 Tonnen in die Welt. Für 1914 stellte sich diese Zahl nach einer englischen Quelle sogar auf 18 000 Tonnen. Und ähnlich war die Zu-

nahme in den britischen Malaienstaaten, die 1906 nur 430 Tonnen lieferten, während sie 1913 schon mehr als 35 000 Tonnen ausführten.

Wie stark der Anreiz zum Kautschukanbau in allen Kolonien und damit namentlich in den der englischen Flagge unterstehenden Ländern war, mag aus der Tatsache hervorgehen, daß zur Zeit des Gummi-Booms im Jahre 1909 eine kleine, in Britisch-Ostafrika gelegene Gummipflanzung, die schätzungsweise 30 000 Mark wert war, in London mit einem Kapital von 150 000 Mark als Aktiengesellschaft begründet wurde. Ein paar Tage darauf war ihr Wert bereits auf 350 000 Mark gestiegen. Einzelne englische Kautschuk-Gesellschaften haben im Jahre 1910 Dividenden bis zu 375 % gezahlt! Ähnliche Erscheinungen haben sich übrigens nicht nur in den englischen, sondern in allen Gummi liefernden Kolonien gezeigt. Bis tief in das Innere Afrikas hinein beherrschte der Gummi den gesamten Markt. Und der belgische Kongo dürfte z. B. niemals so viele kleine Händler in seinen Grenzen gesehen haben, wie zurzeit dieser Hauffe.

Die Eigenart der kolonialen Verhältnisse bringt es naturgemäß mit sich, daß damit London, der Sitz der meisten englischen Plantagen-gesellschaften, zum internationalen Markt überhaupt für Gummi wurde. London wurde der Stapelmarkt bzw. der Umschlagsplatz, an dem allein durch die Vermittlung Umsatzen verdient wurden. Daß die Anhäufung so großer Mengen Kautschuk in London, wie sie zeitweilig erfolgte, dem englischen Handel einen überwiegenden Einfluß auch auf die Preisgestaltung gab, ist klar. Englands Einfuhr an Kautschuk aller Art betrug im Jahre 1912 55 000 Tonnen. Von diesen wurden aber 36 298 Tonnen wieder ausgeführt. Man sieht hieraus, welche gewaltigen Mengen Kautschuk ohne Notwendigkeit nach diesem Land geführt und wie sehr auf die Weise die Ware verteuert wurde. Eine Änderung ist zwar insofern eingetreten, als die Kolonien seitdem selbst den Verkauf des Kautschuks in die Hand genommen haben, um auch ihrerseits von dem verteuernenden Einfluß Londons unabhängig zu werden. Während z. B. in Ceylon im gesamten Jahre 1911 nur 1122 Tonnen an Ort und Stelle verkauft wurden, hatte sich diese Menge im nächsten Jahre schon um nahezu 2300 Tonnen erhöht. Ähnliche Bestrebungen zeigten sich auch in anderen kolonialen Produktionsgebieten und namentlich in den englischen Malaienstaaten. Mag diese Neigung aber den Entwicklungsgang nehmen, welchen sie will, so kommen wir doch nicht um die Tatsache herum, daß die deutsche Industrie praktisch von dem englischen Einfluß in allerstärkstem Maße schon aus dem Grund abhängig bleibt, weil England über das große Maß von geeignetem Plantagenland in seinen überseeischen Besitzungen verfügt. Ob die Quelle

dieser Abhängigkeit nun in den betreffenden Kolonien selbst oder in dem Einfluß des Umschlagsplatzes in London liegt: das ist letzten Endes bei der Gesamtabhängigkeit der deutschen Industrie nur von untergeordneter Bedeutung.

Die Tatsache aber, daß im Gegensatz zu den afrikanischen Pflanzungsgebieten England in seinen asiatischen Kolonien viel billiger den Gummi erzeugen kann aus Gründen, auf die hier nicht eingegangen werden soll, läßt die Gefahr entstehen, daß monopolartige Bestrebungen, die sich auf dem Weltmarkt London gezeigt haben, auch in Zukunft noch viel schärfer in Erscheinung treten werden. Gewiß hat der wachsende Anbau von Kautschuk zunächst die Gefahr ausgeschaltet, daß die deutsche Industrie wieder mit so hohen Preisen rechnen muß, wie sie es vor sechs bis sieben Jahren tun mußte, aber der nach dem Kriege sicherlich gewaltig ansteigende Bedarf an Rohgummi läßt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheinen, daß wir gelegentlich wieder zu ähnlichen Verhältnissen kommen. Auf alle Gummi erzeugenden Kolonien hat der Krieg wirtschaftlich ebenso stark gedrückt wie auf die Mutterländer, so daß Produktion und Entwicklung in ihnen zum mindesten stark gehemmt worden sind.

Gewiß haben wir während des Krieges gelernt, den bisher für unentbehrlich gehaltenen Gummi vielfach durch synthetischen Kautschuk oder Surrogate zu ersetzen. Die Not, die sich aber trotz aller Bemühungen der Chemie auch bei uns hinsichtlich des vollen Ersatzes von Gummi gezeigt hat, läßt doch die Auffassung als wahrscheinlich erscheinen, daß wir, auch wenn die Versuche zur künstlichen Herstellung des Kautschuks von weit größerem Erfolg gekrönt sein werden als bisher, immer mit einer stärkeren Einfuhr an natürlichem Kautschuk rechnen müssen.

Darauf, in welchem Maße unsere Kolonien bisher schon zu dem Gummibedarf Deutschlands beigetragen haben, soll an anderer Stelle eingegangen werden.

So wie die Verhältnisse in Deutschland nun einmal liegen, ist es erklärlich, daß im Volksbewußtsein nichts auf dem gesamten Gebiet der Rohstoffversorgung so starken Eindruck gemacht hat wie der Mangel an gewissen Nahrungsmitteln. Mag im einzelnen Kupfer- und Baumwollnot bei der glänzenden Art, in der die Verteilung dieser Stoffe geregelt ist, dem einzelnen Bewohner Deutschlands nicht so scharf ins Bewußtsein getreten sein, so trifft das für alle Nahrungsmittel, die wir im Frieden vom Ausland zu beziehen gezwungen waren, nicht zu. Fettarten, Seifenarten und wie diese unter dem Zwang der Abschneidung der Zufuhr eingerichteten Verteilungsmaßnahmen sich sonst äußern mögen, haben bis in das letzte Dorf Deutschlands hinein als die besten

Aufklärer über unsere wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland gewirkt. Und bei der großen physiologischen Bedeutung, die gerade der Fettaufnahme zukommt, ist es nicht verwunderlich, daß die Fettbeschränkung einer derjenigen Faktoren ist, der am einschneidendsten hinsichtlich unserer ganzen Ernährung gewirkt hat. Erst dadurch ist es der Mehrzahl unter uns zum Bewußtsein gekommen, in welchem starkem Maße wir durch den Rückgang der heimischen Fetterzeugung vom Ausland abhängig geworden sind. Industrie und Ernährung waren in den letzten Jahren gleichmäßig an der Einfuhr von Fett liefernden Stoffen und Ölen beteiligt, deren Wert sich 1913 auf 721 Millionen Mark belief. Führte Deutschland früher in größerem Maße fertige Öle und weniger Ölröhstoffe ein, so hat sich dieses Verhältnis in den letzten zehn Jahren nahezu umgekehrt. Hierin trat die stärkere Industrialisierung Deutschlands in die Erscheinung. Dazu kam, daß einmal die Fett liefernden Zweige der heimischen Landwirtschaft nicht in dem Maße gewachsen waren, wie es dem Wachstum der Bevölkerung entsprach, und ferner fanden gewisse, bei der Herstellung von Fetten gewonnene Nebenprodukte als Viehfutter und Düngemittel letzthin stärkere Aufnahme in der Landwirtschaft.

Statistisch läßt sich nicht an allen Ölfrüchten nachweisen, in welchem Umfang sie in der deutschen Industrie verwertet worden sind und in welchem Maße vor allem sie der Ernährung oder der Industrie dienen. Nur an einem Produkt möge deshalb hier verfolgt werden, in welchem Maße wir von der steigenden Zufuhr aus tropischen Gebieten abhängig geworden sind, nämlich bezüglich der Palmkerne.

Deutschland ist in ständig steigendem Maße zur Einfuhr von Butter usw. gezwungen gewesen, für die der Preis von 1891 bis 1911 außerdem um rund 15 bis 20 % gestiegen ist. Da tierische Fette aber allein nicht mehr ausreichten, ging man, nachdem es gelungen war, den pflanzlichen Fetten die ihnen anhaftende Fettsäure zu nehmen, mehr und mehr zu deren Verwendung in veredelter Form über. Was alle diese Kunstprodukte, wie Palmin, Palmona, im deutschen Hausstand bedeuteten, ist uns jetzt, wo sie uns fehlen, besonders klar geworden. Ihren Ursprung hatte ein großer Teil der zur Herstellung des Butterersatzes sowie der Seifenfette dienenden Stoffe neben der Kopra, von der wir 1913 aus dem Ausland für 122 Millionen Mark beziehen mußten, in den Früchten der Ölpalme, dem Palmkern. Leider aber zeigte sich auch hier, daß die Palmkerne, von denen Deutschland im letzten Friedensjahr mehr als  $\frac{1}{4}$  Million Tonnen im Werte von rund 100 Millionen Mark zu beziehen gezwungen war, fast ausschließlich englischem Gebiet, nämlich den westafrikanischen Kolonien entstammten. Nur 258 Tonnen kamen aus den deutschen Kolonien Togo und Kamerun,

während die englischen Kolonien fast das Zehnfache lieferten. Tatsächlich übte England ein um so schwerer wiegendes Monopol aus, als Deutschland sieben Achtel der gesamten westafrikanischen Palmkerne für seine Industrie brauchte. Um welche Werte es sich dabei bei der deutschen Arbeiterschaft und Landwirtschaft handelte, welche letztere die bei der Ölgewinnung gewonnenen Rückstände als Viehfutter verwendet, mag daraus ersehen sein, daß der jährliche Wert der von der einheimischen deutschen Palmkernindustrie an Öl, Ölkuchen usw. hergestellten Produkte die gewaltige Höhe von jährlich 146,5 Millionen Mark erreichte. In genauer Erkenntnis der Abhängigkeit Deutschlands von den westafrikanischen Ölpalmenbeständen hat nunmehr kürzlich ein von der englischen Regierung zusammenberufener Ausschuß beschlossen, während des Krieges und fünf Jahre nach ihm einen Zoll von 2 £ auf jede Tonne von englischen Kolonien nach nichtenglischen Gebieten ausgeführter Palmkerne zu legen, der nach Bedarf auf 3,5 £ erhöht werden kann.

Bei der oben kurz geschilderten Bedeutung der Palmkernindustrie für Deutschland würde ein solcher Zoll nichts anderes als einen Erdrofflungszoll bedeuten. Ein noch so geringer Zoll zugunsten der noch einstweilen in den Kinderschuhen stehenden englischen Palmkernindustrie gegenüber den deutschen Abnehmern würde nahezu die gesamte Palmkernindustrie nach England abziehen, das mindestens ebenso große Absatzmöglichkeiten für Palmöl bietet wie Deutschland. Ebenso gut würden die Seifenfabriken Amerikas und die Margarinesfabriken in England und Dänemark das benötigte Palmkernöl in Zukunft von England geliefert erhalten wie bisher von Deutschland, das jetzt wettbewerbsunfähig würde, weil es die Tonnen Rohstoffe um 2 £ und mehr teurer zu bezahlen hätte als der englische Fabrikant\*).

Aber wie bereits oben angedeutet wurde, hätte Deutschland noch ein weiteres Interesse daran, die Palmkernverarbeitung sich zu erhalten und allgemein die Ölsaatverarbeitung zu steigern. Wie an anderer Stelle mitgeteilt wurde, befinden wir uns auch hinsichtlich der Lieferung anderer Öl liefernder tropischer Erzeugnisse in starker Abhängigkeit von England. Raps und Rübsen, von denen wir 1913 für 38,8 Millionen Mark einführen mußten, lieferten englische Kolonien im Betrage von

\*) Während der Drucklegung der Arbeit gingen mir weitere Mitteilungen über das Monopolisierungsbestreben Englands hinsichtlich der Palmkernverarbeitung zu. Danach hat England seine Palmkerneinfuhr, die 1913 nur 36000 Tonnen betrug, 1914 auf 73000 und 1915 sogar auf 186000 Tonnen erhöht. Gleichzeitig sind in London, Hull und Liverpool weitere Palmkernölmühlen errichtet, die der englischen Industrie auf jeden Fall, also auch abgesehen von dem genannten Zoll, einen gehörigen Vorsprung sichern. Der Zoll ist übrigens inzwischen gesetzlich in der vorgeschlagenen Höhe festgelegt worden.

29,8 Millionen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bezüglich der Erdnüsse, von denen wir für 28,2 Millionen Mark benötigten, und an deren Lieferung England wiederum mit 13,4 Millionen Mark beteiligt war. Die gesamte Einfuhr an Öl liefernden pflanzlichen Tropenerzeugnissen nach Deutschland belief sich 1913 auf über 326 Millionen Mark\*). Wie oben schon kurz angedeutet wurde, ist es nicht in letzter Linie unsere Landwirtschaft, die ein starkes Interesse daran hat, daß Deutschland die Verarbeitung der Ölfrüchte erhalten bleibt. Während in den letzten Jahren der deutsche Bedarf an pflanzlichen Ölen und Fetten durch die Einfuhr kaum gedeckt wurde, benötigte die Landwirtschaft über die ihr von den deutschen Ölmühlen gelieferten Mengen hinaus noch eine weitere Einfuhr von 579 000 Tonnen Ölkuchen im Werte von 120 Millionen Mark. Abgeber hierfür waren in der Hauptsache Rußland und Nordamerika. Eine Behinderung der deutschen Ölindustrie würde also neben anderen schädigenden Folgen für die Landwirtschaft die haben, daß diese in stark erhöhtem Maße gezwungen wäre, noch größere Mengen, als das bisher geschah, an Ölkuchen und Ölmehl aus dem Ausland zu beziehen. Letzten Endes würde ein solcher Zustand aber wieder nichts anderes bedeuten als eine wesentliche Verteuerung der landwirtschaftlichen Erzeugung und damit eine Verteuerung der wichtigsten Ernährungsmittel, des Brotgetreides und des Fleisches.

Abgesehen aber davon, daß der in Aussicht gestellte englische Ausfuhrzoll auf Palmkerne die deutsche, Kerne verarbeitende Industrie konkurrenzunfähig machen und damit zum Schließen ihrer Betriebe zwingen würde, würde der Fabrikationsgewinn aus 260 000 Tonnen Rohware dem deutschen Nationalvermögen verloren gehen, und die von England zu kaufenden veredelten Produkte würden sich mindestens um den Preis der Fracht England—Deutschland verteuern. Auf Gnade und Ungnade würde unsere Fett- und Ölwirtschaft von jedem Schwanken des englischen Marktes abhängig gemacht, von jeder Laune eines Sir John Lever, des englischen Ölmagnaten und Fabrikanten der Sunlight-Seife, der schon seit Jahren unsere Überseefirmen mit seinen Monopolisierungsbestrebungen auf dem Gebiete der Ölindustrie genugsam schikaniert hat. Und nichts würde England dann hindern, die

\*) Die Gesamteinfuhr Deutschlands an Ölkuchen, Ölmehl und Ölfrüchten belief sich 1913 dem Werte nach auf 656 Millionen Mark gegen 144 Millionen im Jahre 1893. Englische und französische Kolonien waren an dieser Lieferung fast zur Hälfte, nämlich mit 303 Millionen Mark beteiligt. Die hier angeführten Zahlen beweisen auf das beste die Unhaltbarkeit der früher vielfach als Tatsache unterstellten natürlichen Gegnerschaft zwischen kolonialer Betätigung und heimischer Landwirtschaft. Näheres Material zu dieser Frage bringt Dr. Schulte im Hofe in seinem mehrfach erwähnten Werk.

Zölle, die es nunmehr bereits auf Palmkerne gelegt hat, in Zukunft auch auf Sesam, Erdnüsse, Kopra usw. zu legen.

Diese Gefahr läßt sich auch nicht mit dem Hinweis darauf abtun, daß wir bei möglicher Erweiterung unserer europäischen Grenzen nach Osten in die Lage kommen würden, unseren Viehbestand wesentlich zu vergrößern und uns damit von der Auslandsfettlieferung unabhängig zu machen. Möglicherweise ist eine Vermehrung unseres Viehbestandes, wie Dr. Schulte im Hofe neuerdings ausgeführt hat, in einem gewissen Umfange noch angängig. Andererseits aber verlangt die intensivere Viehzüchtung eine intensive Fütterung mit Kraftmitteln. Diese besaßen wir bisher in hervorragendem Maße in den Rückständen der Ölindustrie. Würde unsere Ölindustrie aber unmöglich gemacht, so würde damit nur eine verstärkte Abhängigkeit hinsichtlich der Lieferung von Kraftfuttermitteln erzielt sein. Wir kommen also auf keinen Fall um die Notwendigkeit herum, auf dem Gebiete der pflanzlichen Fett- und Ölstoffe uns die Wege freizumachen, die uns ein Paralyfieren des beabsichtigten englischen Monopols sichern.

Was hier über Baumwolle, Kautschuk, Kupfer und Fette gesagt ist, gilt, wie aus der Seite 11 und 12 angeführten Statistik hervorgeht, noch für eine große Menge anderer für unsere Volkswirtschaft wichtiger Rohprodukte. Bei allen zeigt sich eine Abhängigkeit von den Kolonien der uns zurzeit feindlich gegenüberstehenden Länder, die praktisch vielfach nichts anderes bedeutet, als ein Überlassen auf Gnade und Ungnade an die Wirtschaftsneigungen Englands und Frankreichs. Diese beiden Länder haben als alte kolonialbesitzende Staaten den gewaltigen Vorteil vor uns voraus gehabt, daß ihre Volkswirtschaft sich kräftig auf die Produktion in eigenen Kolonien stützen konnte. Das Kapital, das England ausgeben mußte, um sich seinen Gummi, sein Kupfer usw. zu sichern, floß im wesentlichen wieder in englische Taschen zurück und kam mittelbar somit dem Mutterlande wieder zugute. In Deutschland war dies anders. Erst seit dreißig Jahren im Besitze von Kolonien, hat Deutschland lange gebraucht, bis es imstande war, seine Kolonien wirtschaftlich wenigstens annähernd auch so auszunutzen zu können, wie es ihrem natürlichen Wert entsprach. Ob unsere bisherigen Kolonien imstande gewesen wären, uns vollkommen unabhängig von der Lieferung durch andere Länder zu machen, mag dahingestellt bleiben. Über das Wünschenswerte des Ziels, die für die Einfuhr von Rohstoffen aufzuwendenden Kapitalien nach Möglichkeit dem deutschen Nationalvermögen zu erhalten, kann jedenfalls kein Zweifel bestehen.

## Friedenswirtschaft und Rohstoffversorgung. Mitteleuropa und Kolonialpolitik.

**W**ir haben mit der Tatsache zu rechnen, daß nach dem Kriege unsere Rohstofflager geleert sind. Was bei Kriegsbeginn vorhanden war, hat die durch den Krieg hervorgerufene Industrie neben der normalen Inanspruchnahme zum größten Teil verbrauchen müssen, und wir wissen, wie es häufig nur durch die einschneidendsten wirtschaftspolitischen Maßnahmen möglich war, überhaupt mit ihnen hauszuhalten. Die Beschlagnahme des Kupfers, der durch Bezugsscheine geregelte Verbrauch von Textilstoffen usw.: Alle diese durch den Krieg erzwungenen Maßnahmen haben uns auf das deutlichste gelehrt, in welchem Maße wir von der Zufuhr vom Ausland abhängig waren. Gewiß ist die Knappheit im wesentlichen der Tatsache zuzuschreiben, daß der Krieg länger andauert, als früher gemeinhin für möglich gehalten wurde. Die großen Lager, die bei Kriegsausbruch an den verschiedenen Rohstoffen vorhanden waren, haben zunächst wohl keinen Zweifel darüber entstehen lassen, daß unsere Wirtschaft auf lange hinaus mit dem Vorhandenen auskommen würde. Mag der Krieg nun aber zu Ende gehen, wann er will: Wenn unsere Wirtschaft sich wieder auf den Frieden einstellen muß, dann steht sie vor der Tatsache, daß sie gezwungen ist, riesige Kapitalien an fremde und damit zum großen Teil wohl an die Staaten zu zahlen, die uns bisher feindlich gegenüberstanden. Auf den vorstehenden Seiten ist ausgeführt, in welchem Maße namentlich England sein Monopol auf einen großen Teil der für unsere Industrie wertvollsten Rohstoffe ausüben konnte. In dem Augenblick, wo Deutschland also gezwungen ist, für den eigenen Bedarf sowohl wie für die Ausfuhr seine Fabriken wieder in Friedensbetrieb laufen zu lassen, würde die Notwendigkeit zum Kauf ganz gewaltiger Mengen von Rohmaterialien entstehen. Und bei der Leerung nicht nur unserer Rohstofflager sondern auch unserer Lager an Fertigfabrikaten würde es nicht mit einem vermehrten Ankauf etwa in den ersten Friedensmonaten sein Bewenden haben, sondern auf Jahre hinaus müßten die gewaltigen Zahlungen geleistet werden, um halbwegs wieder unsere gesamte Volkswirtschaft auf einen Stand zu bringen, der annähernd dem vor dem Krieg innegehabten entspricht. Gewiß ist die Möglichkeit

erörtert worden, die Ausfuhr zugunsten der Festigung des inneren Marktes zu beschränken, um auf die Weise eine größere Unabhängigkeit vom Auslande zu erlangen, aber wie soll das erzielt werden, wenn wir unseren Millionen von Arbeitern, wenn sie aus dem Felde zurückkehren, wieder Lohn und Arbeit geben wollen? Wir kommen also nicht umhin, mit der Zahlung ganz gewaltiger Beträge, die in die Milliarden gehen, zu rechnen. Die Frage ist nur die: Wie können wir nach Möglichkeit diese Milliardenwerte unserem eigenen Nationalvermögen erhalten? Auf diese Frage kann es nur eine Antwort geben: Möglichst weitgehende Erzeugung der Rohstoffe in solchen Ländern, in denen Deutschland, soweit es laufend auftritt, einen Einfluß auf die Preisgestaltung ausüben kann.

Die gewaltigen politischen Veränderungen, die der Krieg und namentlich das Bündnis mit der Türkei und die Eröffnung des Weges Berlin—Konstantinopel angebahnt haben, ließen in manchen Köpfen die Anschauung aufkommen, als wären die neuen politischen Verbindungen mit dem nahen Osten geeignet, uns wirtschaftlich selbständiger zu stellen. Aus Friedrich Naumanns „Mitteleuropa“ ist vielfach die Ansicht herausgelesen worden, als wäre eine wirtschaftliche Autarkie für Deutschland durch ein entsprechendes Wirtschaftsbündnis mit Bulgarien und der Türkei gewährleistet. Tatsächlich hat Naumann etwas derartiges niemals behauptet. Er hat selbst anlässlich einer von dem Aktionsauschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft im Juni 1916 einberufenen Versammlung erklärt, daß man das Wort *Mitteleuropa* vielfach falsch aufgefaßt habe. Insbesondere sei es ganz falsch, aus der Schaffung eines mitteleuropäischen Staatenblockes die Überflüssigkeit einer Kolonialpolitik zu folgern. Im Gegenteil: wir müßten uns gerade dann, wenn *Mitteleuropa* zur Tatsache würde, intensiv einer überseeischen Betätigung zuwenden. Über den verbindenden Donauweg und die Zwischenzölle hinweg träte *Mitteleuropa* nicht nur als gemeinsamer Wirtschaftsbund, sondern auch als gemeinsamer Käufer und Verkäufer in Erscheinung.

Gerade dieser Gedanke, den Naumann über die Gemeinsamkeit des Aufkaufs und Verkaufs vorbringt, läßt die Gefahr, wenn wir es auch in Zukunft beim bisherigen Abhängigkeitsverhältnis Deutschlands bezüglich der Rohstoffversorgung sein Bewenden behalten lassen, noch besonders dringend erscheinen. Denn dann kommt nicht nur die deutsche Industrie als Verbraucher in Betracht, sondern namentlich auch die des verbündeten Österreichs. Und es versteht sich fast von selbst, wenn Naumann sich, indem er auf den Baumwollbedarf verweist, gegen den Gedanken verwahrt, als sei er der Meinung, daß wir ohne Kolonial-

besitz in Zukunft auskommen könnten. Solange Mitteleuropa und die unter seinem wirtschaftlichen Einfluß stehenden Länder nicht imstande sind, das benötigte Quantum Baumwolle oder Kautschuk selbst zu bauen, erübrigt es sich, Mitteleuropa und Kolonialpolitik in einen Gegensatz zu stellen. Es würde sich auch nicht verlohnen, auf die Frage Mitteleuropa und Kolonialpolitik weiter einzugehen, wenn nicht, beeinflusst durch allerlei phantastische Schilderungen, die Meinung Platz gegriffen hätte, als seien Mesopotamien und andere Gebiete der Türkei, wie z. B. die Adana-Ebene, imstande, uns bei intensiver wirtschaftlicher Ausnutzung alles zu liefern, was wir überhaupt benötigen. Bekanntlich hat gerade die Frage, was in Zukunft aus Mesopotamien werden soll, vielfach schädigend und verwirrend auf die Erörterung eingewirkt.

Der im wesentlichen „kontinentalen“ Geschichte Deutschlands und dem dadurch entstandenen Mangel an Verständnis für das „Denken in Erdteilen“ mag es zuzuschreiben sein, daß dem Bewußtsein der breiten Massen das geographisch Näherliegende auch als das tatsächlich Näherliegende und teilweise als das ausschließlich in Belang Kommende erscheint. Und überdies entspricht es deutschem Volkscharakter, daß die Gemütsmomente, die sein Denken, z. B. in der Richtung des alten deutschen Ordensgebiets in Kurland, beeinflussen, sich leicht in politische Formen umsetzen, daß dabei aber andere, mindestens ebenso wichtige Fragen nicht die verdiente Würdigung finden, einfach, weil hier nur der nüchterne Verstand urteilt, während dem Gemüt wenig oder nichts geboten wird. Und dazu kommt etwas Weiteres, das sicher nach dem Kriege noch den Gegenstand vieler Erörterungen darstellen wird: die teilweise erstaunliche wirtschaftliche Unbildung namentlich der Kreise, die sonst den Anspruch darauf erheben, die Träger formaler Bildung zu sein.

Unter diesem Gesichtspunkt kann die wirtschaftliche Aufklärungsarbeit der sozialdemokratischen, christlichen und anderen Gewerkschaften nicht hoch genug eingeschätzt werden. Mit das Beste, was während des Krieges über Kolonien und Kolonialwirtschaft gesagt ist, ist in gewerkschaftlichen Arbeiten in den „Sozialistischen Monatsheften“ enthalten!

Doch damit wieder zur Sache!

Bei der Bedeutung, die zweifelsohne die durch den Krieg geknüpften Bande in der Richtung Bulgarien und der Türkei für die Zukunft in sich schließen, verlohnt es sich, ganz kurz auf die bisherige wirtschaftliche Bedeutung dieser Länder für uns als Rohstofflieferanten einzugehen.

Fassen wir unter Balkanstaaten die Länder Bulgarien, Griechenland und Serbien zusammen, so zeigt sich, daß im Jahre 1913 die Gesamteinfuhr Deutschlands aus diesen Ländern sich auf 45,3 Millionen Mark belief. Der Gesamthandel betrug 119,3 Millionen. Die Einfuhr aus

Bulgarien bezifferte sich in dem genannten Jahr auf 8,8 Millionen, aus Griechenland auf 26,0 Millionen und aus Serbien auf 10,5 Millionen. Was uns diese Länder lieferten, waren im wesentlichen nur Nahrungsmittel. Nur Serbien lieferte außerdem für knapp 2 Millionen Mark Kupfer. Zum Vergleich dazu sei angeführt, daß die Einfuhr Deutschlands nur aus seinen afrikanischen Kolonien im Jahre 1912 sich bereits auf 84,2 Millionen Mark belief, also fast das Doppelte von dem, was die drei Balkanstaaten uns zu liefern imstande waren. Der Gesamt-handel Deutschlands mit seinen afrikanischen Kolonien (also unter Ausschluß der Kolonien in der Südsee und Kiautschous) belief sich in dem genannten Jahr auf über 150 Millionen Mark. Diese Handelsbeziehungen waren dem Wert nach also um fast 25 % größer als die mit den genannten Balkanstaaten!

Und nicht viel günstiger stellen sich die wirtschaftlichen Beziehungen zur Türkei. Bei einem Gesamthandel mit der Türkei im Jahre 1913 von 172 Millionen Mark führten wir für 74 Millionen Mark aus der Türkei ein. Unter den eingeführten Waren stand an erster und beherrschender Stelle der Rohtabak mit fast 20 Millionen Mark. Im übrigen handelt es sich nur, wenn wir Baumwolle mit 2,1 Millionen Mark ausnehmen, um Nahrungsmittel und Luxusartikel, wie Teppiche usw.

Wenn nun auch nicht daran zu zweifeln ist, daß die Türkei und Bulgarien in Zukunft, weil es sich um Neuland handelt, wirtschaftlich in viel stärkerem Maße im Gesamtbild der deutschen Volkswirtschaft in Erscheinung treten können, insbesondere wenn es diesen Ländern vergönnt sein sollte, daß endlich eine lange Reihe von Friedensjahren ihnen die Möglichkeit zu intensiverer häuslicher Arbeit bietet, so ist doch nicht zu verkennen, daß beide Länder wirtschaftlich nur unter der Voraussetzung zu entwickeln sind, daß zunächst gewaltige Kapitalien in sie hineingesteckt werden, um die zweifelsohne in ihnen ruhenden Kräfte wirksam zu machen. Wie es bereits geschehen ist, so wird sicher auch in Zukunft deutsches Kapital seinen Platz bei ihrer Erschließung finden. Wann aber namentlich die Türkei imstande sein wird, wirklich ein in Betracht kommender Lieferungsfaktor für die deutsche Volkswirtschaft zu werden, steht einstweilen noch völlig dahin. In der letzten Zeit ist, wie bereits oben erwähnt wurde, viel über die Möglichkeit gesprochen worden, aus Mesopotamien ein zweites Ägypten hinsichtlich der Baumwolllieferung zu machen. Und wenn nach dem, was darüber bekannt geworden ist, auch festzustehen scheint, daß tatsächlich die Verhältnisse in Mesopotamien hinsichtlich der kulturellen Zukunftsmöglichkeiten vielfach nicht viel anders als in Ägypten liegen, so ist doch zu berücksichtigen, daß einmal Riesenkapitalien dazu gehören werden, um das Land, das lange im Schlaf gelegen hat, zu wecken, und daß zum andern — und das scheint

das wichtigste zu sein — dazu auch gewaltige Menschenmengen erforderlich sind. Nehmen wir an, daß die Kapitalien geschaffen werden können, so ist aber damit noch die Frage der Menschenkraft nicht gelöst. Und selbst wenn sie gelöst werde sollte, ist es noch keine ausgemachte Tatsache, daß alle an die Entwicklung Mesopotamiens sich knüpfenden Erwartungen sich auch erfüllen.

Dazu kommt aber ein weiteres. Die Türkei sowohl als Bulgarien sind junge, aufstrebende Länder, in denen das durch den Krieg geweckte Nationalgefühl sehr stark in die Erscheinung tritt. Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß Bulgaren und Türken den Wunsch haben werden, möglichst viel aus eigener Kraft zu schaffen und daß sie es weit von sich weisen werden, etwa in eine drückende wirtschaftliche Abhängigkeit von einem anderen Staat zu geraten. Gerade die theoretisch denkbare Gefahr, daß Deutschland die Länder gleichsam als Selbstverwaltungskolonien betrachten könnte, hat ja in der englischen Hezpresse immer dazu herhalten müssen, um das Mißtrauen gegen Deutschland zu wecken. Und wenn wir auch überzeugt sein können, daß dieses Mißtrauen sowohl in Bulgarien als auch in der Türkei niemals Wurzel fassen wird, so haben wir andererseits allen Anlaß, auch die verständliche Eigenliebe der Völker zu schonen und uns nicht einen Einfluß anzumaßen, der uns weder politisch auf die Dauer von Nutzen sein noch der Entwicklung der uns befreundeten Länder zum Vorteil gereichen kann.

Im einzelnen mögen hinsichtlich der Türkei folgende Notizen in diesem Zusammenhange von Interesse sein:

Die Bemühungen, die zilizische Ebene in Kleinasien für den Baumwollanbau heranzuziehen, sind verhältnismäßig noch sehr jungen Datums. Der Ertrag, auf den Acre berechnet, soll in den letzten Jahren 95 Pfund ergeben haben, gegen 340 Pfund in Ägypten und 185 Pfund in Nordamerika. Immerhin ist die Gesamternte in der Provinz Adana sehr beträchtlich gestiegen. Nach Dr. Grothe belief sie sich 1904 auf 42 000 Ballen, 1911 war der Ertrag bereits auf 80 000 Ballen gestiegen und 1913 auf 105 000. Der Krieg hat auch hier wieder einen bedauerlichen Rückschlag gebracht, doch ist zu erwarten, daß diese Krisis ebenso überwunden werden wird wie die von 1909.

Der Smyrna-Bezirk, der bereits seit langer Zeit eine gewisse Rolle in der Baumwollerzeugung spielte, hat keine wesentlichen Fortschritte gemacht. Seine Produktion hat sich im letzten Jahrzehnt auf der gleichen Höhe von etwa 60 000 Ballen bewegt.

Der Gesamtwert der türkischen Baumwollausfuhr belief sich 1910/11 auf rund 15 Millionen Mark (das Gewicht ist nicht festzustellen). Für Mesopotamien hat der bekannte englische Wasserbau-

techniker Willcocks die der Kultur zuzuführende Fläche auf insgesamt 1,4 Millionen Hektar berechnet. Die Kosten dafür veranschlagt er mit 550 Millionen Mark und den jährlichen Gewinn mit 135 Millionen Mark; einschließlich der heute bereits bewässerten 200 000 Hektar sind nach seiner Meinung auf diesem Gelände dann jährlich 1 Million Tonnen Getreide und 1 Million Ballen Baumwolle zu erzielen. Vergleichsweise sei dazu auch an dieser Stelle angeführt, daß der Gesamtbaumwollverbrauch Deutschlands im Jahre 1912/13 sich auf 1 580 000 Ballen belief. Hinsichtlich der mineralischen Bodenschätze tappen wir, was Kleinasien anbetrifft, nahezu noch vollkommen im Dunkeln. Zwar wird von verschiedenen Stellen das Vorkommen von Kupfer usw. gemeldet. Bestimmtes hinsichtlich der Abbaumöglichkeiten liegt aber zurzeit noch nicht vor. Regierungsrat a. D. Paul Krause, der sich nach seinen eigenen Angaben viel mit den geologischen und mineralogischen Verhältnissen des Landes beschäftigt hat, urteilt in seinem Buch über die Türkei (Leipzig, Teubner, 1916) sehr skeptisch über die bergbaulichen Möglichkeiten.

Wesentlich günstiger und aussichtsreicher liegt die Möglichkeit, daß die Türkei einmal in großem Maße zur Versorgung Deutschlands mit pflanzlichen Fetten aus Sesam und Oliven beitragen kann.

Für Bulgarien berechnete die Regierung 1912 (es kommt also nur Altbulgarien dabei in Betracht) 7,9 Millionen Hektar als ertragfähiges Ackerland, von denen 4 Millionen unter landwirtschaftlicher Kultur und davon wieder 2,6 Millionen für den Anbau von Brotgetreide unter Bearbeitung waren. Neben dem Brotgetreide spielten die Ölfrüchte eine gewisse Rolle. Der Ertrag von Raps belief sich in dem genannten Jahr auf 146 000 Zentner.

Dem Bergbau scheint eine größere Bedeutung nicht zuzukommen, wenn man von Kupfererzen absieht, deren Erzeugung sich 1912 auf 20 200 Tonnen belief.

Hinsichtlich der Ausfuhr Bulgariens stand Deutschland mit 17 Millionen Leva an erster Stelle als Bezieger von animalischen Nahrungsmitteln, hauptsächlich Eiern. Industrierohstoffe dagegen fanden ihren Weg bisher nicht nach Deutschland.

Wenn möglicherweise in den Besitzverhältnissen auf dem Balkan Gebietsveränderungen hinsichtlich Mazedoniens sich ergeben, so werden diese die Lieferungen Bulgariens an Deutschland kaum zu beeinflussen geeignet sein. Was wir von Serbien bezogen, war unbedeutend und umfaßte, abgesehen von Kupfer, gleichfalls in der Hauptsache nur Nahrungsmittel. Diese Wahrscheinlichkeit wird sich auch dadurch schwerlich ändern, daß manches aus Serbien uns erreichte, was in der Statistik als österreichisch-ungarische Lieferung erscheint.

Kolonien können nur solche Länder sein, in denen der kolonisierende Staat seinen Einfluß auf Biegen und Brechen geltend machen kann, denn ohne einen gewissen Zwang ist keine Kolonialpolitik denkbar. Sollen und müssen uns die Kolonien dazu dienen, unsere Volkswirtschaft in Zukunft unabhängig vom Ausland zu machen und besonders unabhängig von England, dem Despoten des Weltmarkts, dann werden wir dazu kommen müssen, die staatliche Gewalt in viel stärkerem Maße zugunsten dessen, was als richtig erkannt worden ist, gegenüber den Einwohnern der Kolonien geltend zu machen, als das bisher notwendig war. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Geltendmachung der Macht, nicht etwa wie England es in Ägypten getan hat, das es aus einem Korn liefernden zu einem Korn beziehenden Lande machte, zur vollkommenen Vernichtung der heimischen Wirtschaft und damit zur Abhängigkeitsmachung der Kolonien von anderen Produktionsgebieten zu führen braucht. Aber wie gesagt: um einen gewissen Zwang kommen wir in den Kolonien ebensowenig herum, wie wir um den Zwang während des Krieges in Deutschland herumkommen konnten. Auch diese Tatsache will berücksichtigt sein, wenn man Mitteleuropa und koloniale Wirtschaftspolitik in Parallele setzt. Gewiß kann Mitteleuropa die Kolonialpolitik der Zukunft wesentlich ergänzen, aber nur auf der Grundlage, daß wir in jedem Genossen des Bundes Mitteleuropa einen Gleichberechtigten sehen; und mögen die wirtschaftlichen Aussichten des Länderstriches Berlin—Bagdad in Zukunft noch so glänzend sein, so entheben sie uns nicht der Notwendigkeit, mit allen Mitteln danach streben zu müssen, daß wir auf eigenem Kolonialboden die Massengüter uns zu verschaffen suchen, die unsere Volkswirtschaft nach dem Kriege so bitter nötig hat. Je mehr wir uns auf die Weise unabhängig von dem wirtschaftlichen Einfluß Englands machen, um so besser nutzen wir für uns und unsere Wirtschaftsverbündeten die Erfolge aus, die die Waffen uns auf dem europäischen Kriegsschauplatz verschafft haben.

## Die Leistungen unserer bisherigen Kolonien und die koloniale Eignung der Deutschen.

**E**s gehörte bekanntlich bis vor wenigen Jahren zum Axiom mancher Volksschichten, daß der Deutsche zur Kolonisation eigener Länder unfähig sei. Immer und immer wieder wurde uns vorgehalten, daß der Deutsche zwar ein glänzendes Menschenmaterial für die Erschließung von Neuland darstelle, daß es dem deutschen Vermögen aber abgehe, selbsttätig Kolonien zu beackern. Nicht zuletzt ist gerade von englischer Seite so häufig betont worden, daß die Deutschen in ihren Kolonien zwar in Kleinarbeit manches Gute und Erfreuliche geleistet hätten, daß ihnen aber jedes Verständnis dafür fehle, die reichen, in den Kolonien liegenden Möglichkeiten im Großen zu erschließen. Die Tatsachen hätten schon dem, der hören wollte, längst vor dem Krieg beweisen können, daß diese Annahme eine vollkommen irrige war. Aber wie es gerade bei uns in Deutschland so häufig geht: zugunsten von politischen Schlagworten verschloß man die Augen vor den Tatsachen.

Die glänzende Verteidigung unserer Schutzgebiete durch eine Hand voll Leute gegen eine Übermacht von Feinden, die von der Geschichte einmal umso höher bewertet werden wird, als die Kolonien von Kriegsausbruch an von jeder Zufuhr abgeschnitten waren und sie mit dem auskommen mußten, was sie im Augenblick des Kriegsbeginns besaßen, während der Gegner mit allen Mitteln moderner Kriegsführung ausgestattet war, hat glücklicherweise auch in Deutschland viele von den Stimmen zur Ruhe gebracht, die früher ohne Überlegung die Behauptung von der kolonialen Unfähigkeit der Deutschen nachbeteten. Der Umstand, daß eins der schwierigsten Probleme, die die Kolonialpolitik kennt, nämlich die Behandlung der Eingeborenen, von den Deutschen trotz der wenigen Jahre ihrer praktischen Erfahrung in den Kolonien so glänzend gelöst worden ist, daß mit verschwindend geringen Ausnahmen allenthalben die Eingeborenen bis zum letzten treu zu ihrem Herrn gestanden haben, sollte allein schon ausreichen, um die oben geschilderte Auffassung zu erledigen. In diesem Zusammenhang verlohnt es sich aber, noch einmal kurz darauf einzugehen, was seit 1884, also seit dem Jahr, in dem Deutschland die ersten Kolonien erwarb, in unseren Schutzgebieten

geleistet worden ist. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es in Deutschland nahezu zwei Jahrzehnte gedauert hat, bis die Stimmung und das Verständnis soweit vorbereitet waren, daß die Arbeit in den Kolonien wirklich in einer Weise in Angriff genommen werden konnte, die in einem Verhältnis zu ihren Riesenräumen stand. Es ist uns allen noch in der Erinnerung, wie noch in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts das Kapitel Kolonien in der Öffentlichkeit immer als etwas Heikles angesehen wurde, an das man nicht gern rührte. Und dementsprechend waren die Aufwendungen, die namentlich staatlicherseits für die Schutzgebiete gemacht wurden, bescheiden genug. Die Erfahrung, die sich in den meisten anderen Kolonialländern gezeigt hat, wiederholte sich auch in Deutschland. Es war nicht damit getan, daß man sich in Übersee einen mehr oder weniger großen Landsitz schuf, sondern es galt zunächst in der Heimat selbst den Boden für die überseeische Arbeit zu bereiten. So datiert die moderne deutsche Kolonialgeschichte, namentlich soweit sie die Wirtschaftsgeschichte umfaßt, erst verhältnismäßig kurz zurück. Umso glänzender die Erfolge, die rein zahlenmäßig erzielt worden sind.

Es ist gewiß, daß Kolonien auf die Dauer nur gehalten werden können, wenn sie sich auch rentieren. Auf der anderen Seite aber scheint es so, als ob tatsächlich die Fähigkeit zur Kolonisation eine nicht erlernbare, sondern angeborene sein muß. Anders wäre es doch sonst kaum erklärlich, daß Völker wie die Spanier und Portugiesen verhältnismäßig so wenig haben leisten können, trotzdem alle Vorbedingungen zur Erschließung ihrer Kolonien gegeben waren. Auf der anderen Seite sei nur das kleine holländische Volk erwähnt, dem es in muster-gültiger Weise gelungen ist, seinen Kolonialbesitz auszuwerten.

In Deutschland ist man lange Zeit, weil die raschen Erfolge nicht gleich kommen wollten, schnell mit dem Urteil bei der Hand gewesen, daß die deutsche Verwaltung nicht imstande sei, aus dem erworbenen Kolonialbesitz etwas zu machen. Es sei in dieser Beziehung nur an das Wort erinnert, das dem Reichskanzler Caprivi zugeschrieben wird: „Ein Jahr gebe ich Südwest-Afrika noch; haben sich die Verhältnisse dann nicht gebessert, dann lasse ich es fallen.“ Es ist zwar vielfach bestritten worden, daß dieses Wort wirklich gefallen sei, aber wenn man die Reichstagsverhandlungen aus den neunziger Jahren durchblättert, so wird man bei den kolonialen Haushaltsberatungen bei vielen Parteien immer wieder denselben müden Grundzug finden, den dieses angebliche Wort Caprivis atmet. Machen wir uns frei von der Auffassung, daß in einem Teil der Erde für den kolonisierenden Staat fertig zum mitnehmen etwas vorliegt! Lernen wir, daß alles erst mühsam und auf Grund selbst zu erwerbender Erfahrungen geschaffen werden muß, daß vielfach mit dem passiven oder aktiven Widerstand der konservativ gerichteten ein-

geborenen Bevölkerung gerechnet werden muß, daß weiterhin alle Vorbedingungen fehlen, die zur Erschließung großer Länder erforderlich sind, also in erster Linie Eisenbahnen usw.! Dann wird auch der nüchternste Kritiker zugeben müssen, daß das, was im Verlauf verhältnismäßig weniger Jahre aus den deutschen Kolonien an wirtschaftlichen Werten herausgeholt worden ist, der beste Beweis gegen die angeblich koloniale Unfähigkeit der Deutschen ist. 1903 verfügten wir in unseren sämtlichen Kolonien nur über 466 Kilometer Eisenbahnen, dieses wichtigen Kulturmittels, das nach dem Wort Cecil Rhodes allein berufen sein wird, Afrika aus dem Schlaf zu erwecken. In dem Augenblick, als das Reich sich entschloß, größere Mittel für den Bau von Eisenbahnen auszuwerfen, nahm die wirtschaftliche Entwicklung unserer Kolonien ein schnelles Tempo an. Ein Musterbeispiel in dieser Beziehung ist Ostafrika, dessen Gesamthandel sich von 1904/13 beinahe vervierfachte und dessen Ausfuhr in dem genannten Zeitraum von 8,9 Millionen Mark auf 35,5 Millionen Mark stieg. Und was sich in Ostafrika zeigte, zeigte sich ähnlich in den übrigen großen Kolonien. Kamerun verviinfachte seine Ausfuhr im Laufe von 10 Jahren, Südwest-Afrika, das allerdings das Glück gehabt hatte, daß man Diamanten in ihm fand, hat seine Ausfuhr in dem Zeitraum von 1903/13 sogar verzwanzigfacht. Und die 900 000 Hektar, die zuletzt in den deutschen Kolonien plantagenmäßig unter weißer Bearbeitung standen, sind ein schlagender Beweis dafür, daß das heimische Kapital, ohne das nun einmal in tropischen Neuländern nichts anzufangen ist, den Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Kolonien das größte Vertrauen entgegenbrachte. Es würde zu weit gehen, auf die Erfolge hinsichtlich der einzelnen Kulturen einzugehen. Millionenbeträge sind gewiß im Anfang vergeblich verausgabt worden, weil alle Erfahrungen fehlten und es galt, sich erst auf Grund des Selbstgeschaffenen eigene Richtlinien zu sichern. Manche Kultur hat wieder aufgegeben werden müssen, weil sie sich als nicht lohnend oder durchführbar erwies. In den letzten Jahren aber hatten sich aus dem brodelnden Chaos der Versuchsperiode feste Linien entwickelt, die für die Zukunft das Beste versprachen. Es sei hier zum Beispiel nur an die Tatsache erinnert, daß Deutsch-Ostafrika im Verlauf von knapp fünfzehn Jahren es fertig gebracht hat, seine Sisalkultur auf eine solche Höhe zu bringen, daß der erzeugte Hanf ausgereicht hätte, um den gesamten deutschen Bedarf zu decken. Eine günstige Entwicklung zeigte auch die Baumwollkultur, in der gleichfalls Ostafrika an der Spitze unserer Kolonien marschierte. Von 189 000 Kilo im Jahre 1904 war sie auf 2,2 Millionen Kilo im Jahre 1913 gestiegen. Und wenn auch die Baumwollkultur viele lokale Rückschläge zu verzeichnen gehabt hat, so ist sie ein Muster dafür, wie systematische Arbeit

mit Unterstützung des heimischen Kapitals es ermöglicht hat, allen Fehlschlägen, zum Trotz Wege einzuschlagen, die erhoffen ließen, daß wir hinsichtlich der Baumwolle in absehbarer Zeit zu einem guten Teil uns von der fremden Zufuhr unabhängig machen könnten\*). Zehntausende von Hektaren warteten in Ostafrika darauf, daß die für Bewässerungsmöglichkeiten anzulegenden Kapitalien flüssig gemacht wurden, um dann eine Ernte zu versprechen, für die das bereits Vorhandene die besten Hoffnungen erweckte. Der Krieg hat durch alle diese Entwicklungsmöglichkeiten zunächst einen Strich gemacht, aber die Erfahrungen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte gemacht worden sind im Verein mit der in der Heimat durchgedrungenen Überzeugung, daß koloniale Neuländer nur zu entwickeln sind, wenn das entsprechende heimische Kapital in sie hineingesteckt wird, lassen erhoffen, daß, so schwer der Krieg die Schutzgebiete auch betroffen hat, er nicht alles hat vernichten können, was wir in der Zukunft brauchen.

Das Maß der Entwicklung der Rohstoffherzeugung in den Jahren von 1903 bis 1912 in unseren Kolonien ergibt sich aus folgender Tabelle, die gleichzeitig in der letzten Spalte den Preis angibt, den Deutschland 1912 für den Bezug des genannten Erzeugnisses an die deutschen und fremden Erzeugungs- bzw. Lieferungsgebiete zahlen mußte. Dabei sind nur die eigentlichen Kolonien, also nicht Kiautschou, berücksichtigt.

	Wert der Ausfuhr in Tausend Mark		Wert des deutschen Ein- fuhrbedarfs in Tausend Mark
	1903	1912	
Kaffee . . . . .	526	1 904	252 602
Kakao . . . . .	934	5 414	63 589
Kautschuk . . . . .	4 881	21 148	162 681

\*) Der sozialdemokratische Abgeordnete Krätzig, der als Gewerkschaftler und als ein dem Bekleidungsgerbe Nahestehender sicher Anspruch auf Gehör machen kann, äußerte sich kürzlich folgendermaßen zur deutschen Emanzipation vom Ausland auf dem Gebiet der Baumwolle: „Für die Rohstoffversorgung der Textilindustrie kamen bisher die Kolonien nur in ganz beschränktem Maße in Betracht. Es muß jedoch gesagt werden, daß in den letzten Jahren dem schwierigen Problem der Baumwollkultur in verschiedenen unserer Kolonien in sehr sachkundiger Weise nachgegangen wurde, und daß wahrscheinlich schon größere Ernteerträge an Baumwolle zu verzeichnen gewesen sein würden, wenn nicht eine Zeitlang das Gründer- und Spekulantenvolk vieles verdorben hätte. Hoffen wir, daß es nach dem Kriege möglich sein wird, die Erzeugung von Rohstoffen für die deutsche Textilindustrie in derselben sachkundigen Weise wie kurz vor dem Kriege weiterzuführen, um aus der Gefahr herauszukommen, die der deutschen und österreich-ungarischen jeden Augenblick die Luft abzuschneiden droht.“

	Wert der Ausfuhr in Tausend Mark		Wert des deutschen Ein- fuhrbedarfs in Tausend Mark
	1903	1912	
Sisalhanf . . . . .	394	7 370	5 373
Strohstoffe . . . . .	8 991	24 323	256 714*)
Kupfer und Kupfererze . . . . .	66	6 548	313 000
Baumwolle . . . . .	45	2 625	579 791

Das Ergebnis, das die vorstehende Tabelle veranschaulicht, ist gewiß noch nicht überwältigend. Wenn man aber berücksichtigt, daß es sich bei den angeführten Stoffen um hervorragend wichtige Gegenstände unseres Einfuhrbedarfs handelt, dann kann man angesichts der gewaltigen Ertragssteigerung im Laufe von zehn Jahren doch das Bild nur als äußerst günstig bezeichnen, um so günstiger, als in diese Dekade noch ein gutes Teil Probier- und Versuchsarbeit in unseren Kolonien fällt. Nicht verschwiegen werden darf dabei allerdings gerade in Hinsicht auf die zukünftigen Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonien die Tatsache, daß, wie schon an anderer Stelle erwähnt, ein großer Teil der kolonialen Erzeugnisse seinen Weg nicht nach Deutschland, sondern nach fremden Ländern nahm. Obgleich z. B. Deutsch-Ostafrika an Sisalhanf mehr hervorbrachte als Deutschland brauchte, bezog Deutschland den größeren Teil seines Hanfs nicht aus der Kolonie, sondern aus Mexiko. Wegen der Gründe sei auf Seite 14 verwiesen. Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang auch, daß die Riesenviehbestände der Kolonien (Ostafrika verfügte über etwa über 4 Millionen Rinder, Südwestafrika über 556 000) der Heimat bisher trotz der herrschenden Viehnot nicht im geringsten zugute kamen, weil allgemeine wirtschaftspolitische Erwägungen ihre Heranziehung zur Ernährung der Heimat verhinderten.

Ein Wort wäre in diesem Zusammenhang noch über die Frage des Verhältnisses des kolonisierenden Staates zu der eingeborenen Bevölkerung zu sagen. Es gehörte bekanntlich zum dauernden Rüstzeug eines Teiles der Kolonialgegnerschaft, daß die moderne kapitalistische Kolonialpolitik hoffnungslos zur Vernichtung der eingeborenen Bevölkerung führen müsse. Dieser Auffassung gegenüber brauchen wir nur daran zu erinnern, wie segensreich die deutsche Verwaltung gerade für die Eingeborenen der Schutzgebiete geworden ist. Gewiß hat die moderne Wirtschaft und Verwaltung teilweise sehr schroff in die Lebensgewohnheiten der Eingeborenen eingegriffen und ohne Härte ist es zeitweilig nicht abgegangen, andererseits aber braucht man nur an Begriffe

\*) Nur soweit es sich um Erzeugnisse handelt, die auch in deutschen Kolonien wachsen, also unter Ausschluß z. B. von Kaps.

wie Schlafkrankheit, Pocken usw. zu erinnern, um ins Gedächtnis zurückzurufen, daß die deutsche Herrschaft dort, wo sie hingekommen ist, neben den Eingriffen in das Leben der Eingeborenen auch sehr vieles gebracht hat, was diesen zum Nutzen geworden ist. Wo noch vor dreißig Jahren die krasseste Barbarei herrschte, wo jeder kleine Dorfhäuptling es sich erlauben durfte, seine Untertanen ungestraft auszuplündern und totzuschlagen, da war dank der sorgsamsten Kleinarbeit der deutschen Verwaltung eine Ordnung eingezogen, die allem, was Menschenantlig trug, auch Menschenrechte sicherte. Und daß die wirtschaftliche Umformung, die weite Teile der Erde unter deutscher Herrschaft durchgemacht haben, auch den Eingeborenen zugute gekommen ist, das weist ein kurzer Vergleich aus den Reiseschilderungen etwa aus der Mitte der achtziger Jahre und der neueren Zeit auf. Wenn die moderne Kolonialpolitik zerstört, dann zerstört sie Altes und nicht mehr Lebensfähiges, sie baut aber auf und bringt zur Entwicklung, was sonst keine Entwicklung vor sich gesehen hätte und unrettbar zur Verkümmern verdammt war.

---

## Kolonien als Machtfaktoren.

Es ist klar, daß die wirtschaftliche Seite die Frage der Kolonialpolitik nicht restlos erschöpfen kann. Gerade der Krieg hat uns mit dem Hineintragen der Kämpfe in unsere ungeschützten Kolonien bewiesen, daß der machtpolitischen Bedeutung des Kolonialbesitzes in Zukunft größere Bedeutung beigelegt werden muß. Es ist bekannt, daß, abgesehen von Kiautschou, das aber in dieser Beziehung kaum als Kolonie anzusprechen ist, keines unserer Schutzgebiete auch nur im geringsten auf einen europäischen Angriff eingerichtet war. Für die afrikanischen Schutzgebiete oder wenigstens die Mehrzahl von ihnen galt es als durch die Kongoakte festgelegtes Axiom, daß niemals ein Staat frevelhaft genug sein würde, um den beherrschten Eingeborenen das Bild ihrer sich zerfleischenden Herren von gestern zu bieten.

Darüber hinaus aber hat sich auch gezeigt, daß wir in Zukunft uns nicht darauf beschränken können, die Kolonien nur fähig zur Verteidigung zu machen, sondern daß wir sie außerdem zu Stützpunkten deutscher Macht insofern machen müssen, als sie geeignet sein sollen, ihrerseits auch Streitkräften als Stützpunkt zum Angriff zu dienen. Hierbei kommt naturgemäß in erster Linie ihr Zusammenwirken mit der Marine in Betracht.

Geben wir uns keinen Täuschungen darüber hin: Unsere bisherige Flottenpolitik war eine Halbheit. Auch wir halten an der Forderung nach einer starken deutschen Flotte fest. Nach den Erfahrungen des jetzigen Krieges mehr denn je! Aber dann kommt es nicht nur auf das Vorhandensein von Schiffen an, sondern auch darauf, daß wir diesen Schiffen in Übersee auch Stützpunkte und Stationen auf deutschem Grund und Boden geben. Die Lehre hat uns doch das Schicksal unserer Auslandsflotte deutlich genug gezeigt, daß der Auslandskreuzergedanke wesentlicher Grundbedingungen ermangelte, weil wir unseren Schiffen in dem Augenblick, als sie ihre eigentliche Tätigkeit beginnen sollten, gleichsam den Boden nicht mehr bieten konnten, der ihnen Rückhalt und Stütze geben mußte. Nicht einmal ausreichende Docks, in den Tropen doppelt notwendig, standen ihnen in unseren Kolonien zur Verfügung, ganz zu schweigen von Werkstätten, Munitionslagern usw. So konnte ihr Schicksal nur der Untergang sein; ein ruhmvoller zwar, aber einer, der auf den Gang der Ereignisse ohne wesentlichen Einfluß blieb.

Andererseits stelle man sich einmal vor, wie der gesamte Kaperkrieg anders hätte verlaufen können, wenn unseren bei Kriegsausbruch im Indischen und Atlantischen Ozean befindlichen Kreuzern in den Kolonien Stützpunkte zur Verfügung gestanden hätten, wenn Duala und Daresalam bereits das gewesen wären, was Kiautschou war, bzw. werden sollte: Für unsere Flotte Stützpunkte, hinter denen ein durch seine Größe, seine Natur und seinen Reichtum an Menschen und Mitteln unbefiegbares Neudeutschland gestanden hätte. Da ihnen das fehlte, waren unsere Kreuzer zum hoffnungslosen Tod verurteilt.

Dieser Gedanke führt uns zwingend auf die Frage nach der Freiheit der Meere oder mit anderen Worten, wie der englischen Oberherrschaft über die Welt ein Paroli geboten werden kann.

Es kann nicht scharf genug betont werden, daß die Freiheit der Meere, so wie wir sie verstehen, nicht eine Angelegenheit ist, die mit Besitzverschiebung in Europa allein zu regeln ist. Legationsrat Dr. Zimmermann hat in der Korrespondenz „Deutsche Übersee“ vor einigen Monaten klar nachgewiesen, wie die gesamte englische Kolonialpolitik sich ausschließlich und ganz von dem Gedanken hat leiten lassen, wichtige Küstenpunkte und Inseln in englischen Besitz zu bringen, um mit ihrer Hilfe eine Kontrolle über den in seiner Bedeutung rechtzeitig erkannten Seeverkehr auszuüben. Er schreibt: „Es ist ein Beweis für die Stetigkeit und die trefflichen alten Überlieferungen der alten Staatskunst, daß die Londoner Machthaber, welcher Partei sie auch angehörten, die Politik der überseeischen Stützpunkte durch die Jahrhunderte unentwegt und stets zielbewußt durchgeführt haben. Ihr entsprechend haben sie es verstanden, Deutschland den Erwerb solcher Stationen auf dem Weg nach Afrika unmöglich zu machen. Nur in Ostasien und in der Südsee haben sie dem deutschen Reiche schweren Herzens gestattet, einige Plätze für seinen Handel und seine Schiffahrt zu erwerben. — Man ist in England seit mehr als hundert Jahren gewohnt, alle überseeischen Gebiete als Englands gutem Willen unterworfen zu betrachten.“ Hier tritt uns das englische Verständnis für Weltpolitik im Gegensatz zu dem in Deutschland herrschenden kontinentalen Geist in seinen Folgen am allerstärksten ins Bewußtsein. Es sei in diesem Zusammenhang nur daran erinnert, mit welchen Mitteln England bemüht gewesen ist, den Indischen Ozean zu einem englischen Meer zu machen. Als 1902 die Deutsch-Französische Gesellschaft das Recht erhielt, die Bahn über Bagdad nach dem Persischen Meerbusen fortzusetzen, da wurde der Scheich von Ruweit, in dessen Gebiet der geplante Endpunkt Kadima lag, von England veranlaßt, sich unter fadenscheinigen Gründen von Konstantinopel loszusagen, wie es der Sultan von Maskat an der Straße von Ormuz schon vor längerer Zeit getan hatte. Der andere Zugang zum

Indischen Ozean, Aden mit Perim, war bereits lange Zeit ein fester Schlüssel in den Händen Englands. Auf der Westseite des Indischen Ozeans kam außer Deutschland nur noch Portugal in Betracht, das aber trotz des deutsch-englischen Vertrages von 1898 mehr und mehr, entgegen dem Sinne der Abmachungen, von England tunisiert wurde. Da gleichzeitig England den Zeitpunkt, an dem der Teilungsvertrag bezüglich des portugiesischen Kolonialbesitzes akut werden sollte, nämlich der Moment des Lissaboner Finanzzusammenbruchs, durch dauernde Bevorschussung gegen gleichzeitige Sicherung von Monopolen und Konzessionen in den Deutschlands Vorkaufsrecht vorbehaltenen Teilen des portugiesischen Ostafrika hinausshob, war die Gefahr einer Stärkung der deutschen Stellung am Indischen Ozean ausgeschaltet. Was sonst im Bereich des Indischen Ozeans noch vorhanden war, nämlich Frankreich und Holland sowie in Nord-Ostafrika Italien, das kam nicht in Betracht, weil es teilweise englischer Richtung, teilweise anderweitig von England abhängig war. Die Verhältnisse lagen vor dem Kriege also so, daß Englands Alleinherrschaft in den Randgebieten des Indischen Ozeans nur von Deutschland eingeengt war. Dazu trat nach der türkischen Kriegserklärung die Gefahr eines deutsch-türkischen Vordringens im Schat-el-Arab hinunter zum Persischen Meerbusen. Die letztere Gefahr gelang es, trotz der Mißerfolge von Ktesiphon und Kut-el-Amara, einstweilen abzuwenden und die Deutschen hoffte man eingeständenermaßen leicht und ohne Anstrengungen mit Hilfe Indiens aus Ostafrika zu verjagen.

Die Schaffung eines geschlossenen Rings um den Indischen Ozean! Das war der Grund, weshalb England Hunderte von Millionen daran wendete, um Ostafrika niederzuwerfen. Es ahnte die Gefahr, die darin lag, daß Deutschland gestützt auf die großen Ländergebiete seiner Kolonien anfang, den Verkehr des Indischen und Atlantischen Ozeans mit zu kontrollieren. Noch war es zwar nicht so weit gewesen, daß Deutschland tatsächlich eine Meerespolizei von seinen Kolonien her ausüben konnte, aber mit jedem Jahr, um das der Krieg hinausgeschoben wurde, wuchs diese Gefahr. Schon hatte Deutschland angefangen, sich von den politisch, wirtschaftlich und strategisch so wertvollen Machtmitteln des englischen Nachrichtenmonopols abzuwenden. Allenthalben waren Funkenstationen entstanden, die einen unmittelbaren Verkehr mit der Heimat erlaubten, und die Zeit schien nicht mehr fern, wo Deutschland nötigenfalls auf die englischen Kabel ganz verzichten konnte.

Entweder verzichten wir in Zukunft auf die Forderung nach der Gleichberechtigung auf der See oder wir sorgen durch Schaffung deutscher Stützpunkte, d. h. ausreichend großer und mit Machtmitteln

jeglicher Art ausgestatteter Schutzgebiete an den Hochstraßen des Seeverkehrs dafür, daß wir in Zukunft nicht unsere im Ausland befindlichen Kriegs- und Handelsschiffe nutzlos jedem Räuber zum Opfer zu bringen gezwungen sind. In Europa allein läßt sich, und wenn die Machtverschiebungen von noch so großer Bedeutung sein werden, keine Garantie dafür schaffen, daß wir auch jenseits der europäischen Grenzen und vor allem auf dem Meere uns unsere Geltung aus eigener Macht schaffen. „Über See hat nur der etwas zu bedeuten, der auf der See etwas bedeutet“, schrieb anläßlich der Polemik gegen Professor Delbrück kürzlich eine alldeutsche Zeitung. Sehr schön! Wer kann aber auf der See etwas bedeuten, der nicht gleichzeitig auf dem Lande eine feste Rückendeckung hat? Verfallen wir noch einmal in den Fehler, Auslandsflotten halten zu wollen, ohne unseren Auslandsflotten auch den nötigen Rückhalt zu gewähren, dann heißt das nichts anderes, als vor Englands Seeherrschaft kapitulieren. Denn England regiert die Welt nicht nur von Europa aus, sondern von jedem größeren Besitz, den es sich in Übersee schuf. Der englische Gedanke auf der Grundlage des englischen Kolonialreichs hat England längst des Charakters eines ausschließlich europäischen Staats entkleidet. Es wird endlich Zeit, daß wir gerade aus der englischen Geschichte mehr lernen, daß Seegeltung und Weltgeltung untrennbar mit der Schaffung von Machtbasen in Übersee verbunden sind. Können wir uns zu dieser Höhe des weltpolitischen Denkens nicht aufschwingen, dann bleiben wir das ausschließlich europäisch kontinentale Volk, das in Zukunft wieder so abhängig von England wird, wie es in der vor-Bismard'schen Zeit war, wo ein englisches Ministerium sich die Freiheit nehmen durfte, zu erklären, daß es die deutsche Flagge auf See als Piratenflagge ansehen würde.

Dabei wollen wir uns allerdings dringend vor dem Gedanken hüten, als sei eine absolute Verteidigungsmöglichkeit für Kolonien überhaupt gegeben. Kolonien können für Deutschland einstweilen immer nur, selbst als politische Machtfaktoren, den Charakter einer Art von Vorposten haben, die geräumt werden müssen, wenn sie nicht mehr zu halten sind. Ein gewisses Risiko werden sie immer darstellen, und politisch liegt insofern in diesem Risiko auch keine allzu große Gefahr, als ihr Schicksal letzten Endes doch immer von den Ereignissen auf dem Hauptkriegsschauplatz abhängen wird. Es sei nur daran erinnert, daß Frankreich im napoleonischen Zeitalter, ebenso wie Holland, alle seine Kolonien verlor. Das hat aber nicht gehindert, daß beide Länder auch nach den napoleonischen Feldzügen Kolonialmächte von anerkannter Größe geblieben sind. Der Gedanke, daß die Kolonien möglicherweise in einem Krieg verloren gehen könnten, hat noch niemals eine Macht davon ab-

gehalten, sich Kolonien zu schaffen, wenn sie es für notwendig hielt. Insofern ist der Gedanke, daß Kolonien für Deutschland wertlos seien, weil sie in einem Krieg zur mehr oder weniger leichten Beute eines Angreifers werden könnten, in seinen Folgerungen mindestens stark übertrieben. Es sei nur daran erinnert, daß ähnliche Erwägungen noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Leute wie den alten Gladstone lebhaft für die Reduzierung des englischen Kolonialbesitzes und insbesondere die Aufgabe Kanadas haben agitieren lassen\*) Und ähnlich wehrten sich die Vereinigten Staaten jahrelang gegen die Inbesitznahme der Hawai-Inseln. Für den gesunden Wirklichkeitsinn sowohl Nordamerikas als auch Englands spricht es, daß derartige Erwägungen immer nur Theorie geblieben sind. Gladstone selbst hat, trotzdem er während seiner fast dreizehnjährigen Ministerpräsidentschaft genug Gelegenheit gehabt hat, seine Cobden-Klub-Anschauungen zu verwirklichen, nicht daran gedacht. Im Gegenteil: Jeder seitdem von England geführte Krieg hat ihm einen Zuwachs an Land und Menschen bringen müssen. Die Jahre seit 1870 allein haben ihm einen Zuwachs von 9 Millionen Quadratkilometern eingetragen und selbst Amerika, dessen Philippinenbesitz bei der ständigen Reibungsgefahr mit Japan doch, wie gerade der jetzige Krieg gezeigt hat, stark gefährdet ist, hat es kürzlich abgelehnt, den Vorschlägen seiner Regierung auf Verleihung der Selbständigkeit an die Philippinen stattzugeben, trotzdem damit im Laufe der Zeit sicherlich ein unangenehmer Reibungsfaktor für die amerikanische Politik aus der Welt geschafft worden wäre. Oder man denke an Indien. Glaubt jemand im Ernst, daß Indien

\*) In der Polemik, die sich namentlich in alldeutschen Tageszeitungen an die Vorträge des Staatssekretärs Dr. Solf geknüpft hat, ist behauptet worden, daß eine koloniale Betätigung Deutschlands zwecklos und in gewissem Umfang sogar schädlich wäre, solange nicht die englische Oberseehegemonie, also die englische Kontrolle, die sich auf die absolute maritime Überlegenheit Englands stützt, gebrochen sei. So wünschenswert es sicherlich ist, daß die englische Seehegemonie in dem jetzigen Kriege ihr Grab findet, so ist es doch verfehlt, in der Weise, in der es geschehen ist, Kolonialmacht von Seegeltung abhängig zu machen. Das „Wohnen im englischen Hinterhaus“ würde, die Berechtigung der Richtigkeit dieses Wortes vorausgesetzt, in demselben Maße von jeder überseeischen Betätigung gelten. Sollen aber die wirtschaftlichen Fäden, die unsere Kaufleute nach englischen, französischen und portugiesischen Kolonien zogen, deshalb für alle Zeiten zerrissen bleiben, weil in einem etwaigen späteren Krieg dieselben Rechtsverletzungen wieder vorkommen können, die sich Deutschlands Feinde in diesem Krieg gegen seine Vertreter haben zuschulden kommen lassen? Ein gewisses Risiko bleibt eben jede Tätigkeit außerhalb des Schutzes der deutschen Grenzpfähle. Daß aber ein Millionenvolk wie das deutsche sich durch eine mögliche Kriegsgefahr nicht davon abhalten lassen kann, selbst dieses Risiko zu laufen, ist wohl ebenso unbestreitbar. Schließlich pflegt ein Krieg doch immer nur das Vorübergehende, der Frieden aber das Normale zu sein.

etwa gegen eine japanisch-russische Koalition zu halten wäre? Oder wird daran gezweifelt, daß Hongkong für ein im Kriege gegen England stehendes Japan nicht eine äußerst leichte Beute wäre? Aber abgesehen von diesen mehr allgemeinen Erwägungen muß doch mit aller Energie festgestellt werden, daß die Eroberung von tropischen Kolonien selbst mit überragenden Machtmitteln nicht so leicht ist, daß der Gedanke an die Möglichkeit der Eroberung durch den Gegner den Kolonisationsgedanken überhaupt aufgeben lassen könnte. Von den kleinen Südseekolonien abgesehen, beweisen die deutschen Kolonien auf das schlagendste, daß nur die unvermutet lange Dauer des Krieges überhaupt erst die Möglichkeit gab, sie niederzuringen. Südwestafrika hat sich fast ein Jahr gehalten, Kamerun mehr als 1½ Jahre, Ostafrika ringt nun bereits über zwei Jahre! Alle diese Kolonien waren, wie bereits oben erwähnt, in keiner Weise auf einen Angriff eingerichtet. Ostafrika hatte 4000 Mann schwarze Soldaten, die zu keinem anderen Zweck als zu dem der Unterdrückung lokaler Eingeborenenunruhen und zur Aufrechterhaltung der Ordnung vorhanden und geschult waren. 80 000 Mann hatte England zum Schluß gegen Ostafrika mit seinen primitiven und bescheidenen Hilfsmitteln, die seit Kriegsausbruch garnicht oder kaum ergänzt werden konnten, im Feld. Die Verteidigungsstärke tropischer Schutzgebiete liegt also nicht bloß allein in den äußeren Machtmitteln, sondern sehr wesentlich auch in der Natur des Landes überhaupt. In der Zeitschrift *South-Africa* vom 18. Juli findet sich z. B. eine Notiz, die in dieser Beziehung charakteristisch ist. Die südafrikanischen Verlustlisten bringen die Verlustangaben getrennt nach den im Kampf Gefallenen, an Wunden Gestorbenen, an Krankheit Gestorbenen und durch Unglücksfälle Umgekommenen. Für den Stichtag 1. Juli finden sich dabei 8 unmittelbar im Kampf gefallene Angehörige des südafrikanischen Kontingents. Diesen 8 im Kampf Gefallenen stehen 27 an Krankheiten an demselben Tag Gestorbene gegenüber. Also mehr als das dreifache der Gefallenen erlag den natürlichen klimatischen Einflüssen des Landes an einem Tag! Und was für die Menschen gilt, gilt entsprechend auch für die Zugtiere. Die englischen Berichte gellen wieder von den Klagen über die Riesenverluste an Pferden und Maultieren infolge der Tsetse, die die Operationen mehrfach zum Stocken brachten. Es geht bei der Eroberung afrikanischen Gebietes, wie schon die Geschichte der englischen Feldzüge in Indien zeigt, eben nicht anders als in den Kämpfen des römischen Reichs gegen die germanischen Stämme. Der Hauptgegner bleibt in fremden und klimatisch ungewohnten Gebieten immer das Land selbst. Um wenige Kilometer Busch- oder Sumpfgelände zu überwinden, bedurfte es, ohne daß es zu größeren Kämpfen kam, der Arbeit von Wochen und Monaten.

Noch einer Bedeutung der Kolonien ist zu gedenken, wenn man von ihnen als politischen Machtfaktoren spricht.

Als an den Abenden des 4. und 5. August 1914 englische Kriegsschiffe die Kabel im englischen Kanal zerschnitten hatten, da war mit dem Augenblick Deutschland völlig von dem Nachrichtenverkehr mit dem Ausland abgeschnitten. Zwar besaß es in seinen Kolonien Togo, Kamerun und Südwestafrika noch Großstationen, denen unter günstigen Verhältnissen ein Verkehr mit der Heimat möglich war. Als aber am 24. August 1914 auch die vermittelnde Station Kamina in Togo von den Deutschen zerstört werden mußte, da war auch der drahtlose Verkehr mit den Schutzgebieten fast ganz gestört. In welche Lage die deutschen Schutzgebiete dadurch gekommen sind, das schildert ergreifend Cissy Willich in der „Deutschen Kolonial-Zeitung“. Wie Windhuf immer und immer wieder auf Nachrichten wartet, und der Funkentelegraphist ununterbrochen in die Welt hinaustelegraphiert: „Gebt langsam vor 8 Uhr, gebt langsam vor 8 Uhr!“ Schlimmer aber als die Tatsache, daß Deutschland von dem Nachrichtenverkehr mit seinen Kolonien abgeschnitten war, wog der Umstand, daß die Möglichkeit, der Mehrzahl der neutralen Länder Nachricht zukommen zu lassen, durch die Durchschneidung der Kabel praktisch nahezu ausgeschaltet worden war. Was diese Tatsache bedeutet, das haben uns die Ereignisse des Krieges gelehrt. Ungehindert haben die feindlichen Telegraphennachrichtenstellen die größten Verleumdungen und Unwahrheiten über Deutschland in der Welt verbreiten können, ohne daß ihnen deutscherseits entgegengetreten werden konnte. Welche Folgen dieser allerdings nicht nur durch die Nachrichtenabschneidung Deutschlands mögliche Lügenfeldzug gezeitigt hat, das haben wir politisch und damit auch militärisch stark genug merken müssen. Auch dem Laienauge wird durch die Tatsachen klar genug geworden sein, daß es bezüglich des deutschen Nachrichtenverkehrs in Zukunft anders werden muß als bisher.

Ende März 1914 verfügte die Erde über ein Seekabelnetz von 531 000 Kilometern. Davon entfielen auf Deutschland nur 43 523, von denen 5474 in Staatsbesitz waren. England dagegen verfügte über ein Netz von 260 042 Kilometern. Es beherrschte also nahezu die Hälfte des gesamten Weltkabelnetzes. Ein ähnliches Mißverhältnis bestand bezüglich der Telefunkenstationen. Von den insgesamt in Übersee einschließlich Amerikas befindlichen 461 drahtlosen Stationen gehörten England 103, während Deutschland nur über 11 verfügte.

Wenn uns der Krieg die zwingende Notwendigkeit vor Augen geführt hat, dem Nachrichtendienst und damit der Beeinflussung der außerdeutschen Länder ein scharfes Augenmerk zuzuwenden, so tritt

automatisch die Frage nach den Stützpunkten für den Nachrichtendienst an uns heran. Ob es sich nun um Unterseekabel handeln wird, die trotz der Gefahr, bei Kriegsausbruch abgeschnitten zu werden, immer noch ihre Bedeutung haben werden, weil das Kabel unabhängig von den klimatischen Einflüssen ist und weil es gleichzeitig eine raschere und intensivere Benutzung gestattet, oder aber um Funkenstationen: wir kommen nicht um die Frage herum, Zwischenstationen für Aufnahme und Absendung in der Welt zu schaffen. Die glänzenden Erfolge, die gerade während des Krieges unsere Funkentelegraphie bezüglich ihrer Leistungsfähigkeit gab und die dahin geführt hat, daß gelegentlich sogar ein unmittelbarer Verkehr zwischen deutschen Großstationen und Batavia erzielt worden ist, läßt gewiß für die Zukunft erwarten, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo für die Funkentelegraphie die bisher vorhanden gewesenen Beschränkungen des Raumes aufgehört haben. Dabei ist aber zu bedenken, daß zur Aufnahme die Welt versorgender Funkprüche nur sehr große Stationen geeignet sind. Die große Menge der kleineren und mittleren Stationen reicht hierzu nicht aus. Andererseits aber hat uns gerade der Krieg wieder gelehrt, daß wir uns auf die in neutralen Ländern belegenen Funkenstationen als Empfänger und Weitergeber von Nachrichten nur äußerst beschränkt verlassen können. Es sei in dieser Beziehung an den Zwischenfall erinnert, der sich während des Krieges, kaum beachtet, in der Republik Liberia abgespielt hat. Hier bestand eine drahtlose Station, die unter anderem mit unseren afrikanischen Kolonien und dem spanischen Teneriffa Nachrichten austauschen konnte. Nachdem die deutschen Telefunkenstationen in Kamina und an den Küsten Kameruns und Südwestafrikas dem Kriege zum Opfer gefallen waren, hätte noch die Möglichkeit bestanden, daß unseren Landsleuten im Innern Kameruns und Südwestafrikas durch Vermittlung der Station in Monrovia Nachrichten hätten zukommen können. Tatsächlich sind auch noch Wochen hindurch durch Vermittlung dieser Anlage deutsche und spanische Nachrichten weitergegeben worden. Natürlich war unseren Gegnern die unabhängige Station in Monrovia ein Dorn im Auge, und sie erpreßten deshalb im September 1914 von dem neutralen Liberia die Schließung der Station. Der liberianischen Regierung blieb nichts anderes übrig, als diesem Befehl zu gehorchen, wenn sie gleichzeitig auch die Neutralität insofern wahrte, als sie auch die französische Station schloß.

Der andere Fall betraf eine staatliche Telefunkenstation in Cartagena in Kolumbien, die durch Vermittlung der Station Sayville in den Vereinigten Staaten, die ihrerseits wieder mit Nauen und Gilbese in Verbindung stand, deutsche Nachrichten erhielt. Nach der Seeschlacht

von Coronel am 1. November 1914 beschuldigten die Engländer die kolumbische Station, daß sie dem deutschen Kreuzergeschwader Nachrichten habe zukommen lassen. Ein Beweis für diese aus der Luft gegriffene Behauptung ist niemals geliefert worden. Auch in diesem Falle blieb der kolumbischen Regierung nichts anderes übrig, als dem Befehl von London zu gehorchen und die Telefunkenstation zu schließen.

Wenn wir also in Zukunft, nicht zuletzt auch für die Kriegs- und Friedensbedürfnisse der Marine, unabhängig von dem englischen Nachrichtenmonopol werden wollen, und daß wir das müssen, darüber kann doch sowohl im politischen als auch strategischen und auch endlich wirtschaftlichen Interesse kein Zweifel sein, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als dafür zu sorgen, daß die Funkenstationen bzw. die Anknüpfungspunkte für die Kabel auf deutschem Grund und Boden liegen.

Etwas Ähnliches gilt für die Kohlen- und Ölstationen für unsere Kriegsschiffe, wenn sie in Zukunft den Zwecken dienen sollen, für die sie gebaut worden sind. Nur unbefestigte Kohlenstationen, die etwa von befreundeten oder neutralen Ländern erworben und befestigt werden, reichen im Gegensatz zu einer vielfach verbreiteten Anschauung nicht aus. Ganz abgesehen davon, daß es schwer sein dürfte, dauernd die notwendige und genügende Besatzung aktiv bei ihnen in Dienst zu halten, liegt auch bei derartigen kleinen und räumlich beschränkten Stützpunkten die Gefahr vor, daß sie kurzerhand von jeder Zufuhr abgeschnitten, also blockiert werden, sei es von der See her oder sei es, wie dies im Fall Kiautschou geschah, durch Bruch der Neutralität des Landes, an das sie sich anlehnen. Auch hier kommen nur eigene Kolonien in Betracht, die groß genug sind, um im Kriegsfall mit ihrer Bevölkerung die notwendige Besetzung und Verteidigung zu stellen, und die gleichzeitig in ihren natürlichen Hilfsquellen so reich sind, daß sie eine etwaige Behinderung der Zufuhr von der See her wirkungslos machen. Es hat sich in dem Kolonialkrieg mehrfach die Erfahrung wiederholt, daß, je größer und geschlossener eine Kolonie ist, um so besser ihre Verteidigung zu gewährleisten ist. Die kleinen Landsplitter in der Südsee sind überrannt worden, ohne daß an eine wirksame Verteidigung gedacht werden konnte. Auch wenn ihnen Kriegsschiffe zur Verfügung gestanden hätten, wäre ihr Schicksal nur eine Frage von Tagen oder Wochen gewesen. Die beste und stärkste Verteidigung wäre für sie zwecklos gewesen. Anders aber in den großen Kolonien wie Ostafrika, Kamerun und Südwestafrika. Hier standen genügend Menschen und Hilfsmittel zur Verfügung, und trotz der völligen Absperrung von allen Zufuhren und trotz der ungenügenden Ausstattung für einen

Krieg gegen europäische Gegner war es möglich, die Verteidigung so lange hinzuziehen zu können, daß sie von einschneidender Bedeutung für die militärischen Dispositionen der Gegner wurde. Auch dieser Punkt, nämlich den Gegner zu Zersplitterungen seiner Streitkräfte zu zwingen, ist eine Tatsache, die von nicht zu unterschätzender Bedeutung hinsichtlich der politischen Bewertung der Kolonien im Kriege ist. Es sei zum Beispiel nur daran erinnert, daß England Tausende von Truppen aus Ägypten hat fortnehmen müssen, um sie in Ostafrika einzusetzen, und die Tatsache, daß Südafrika 60 000 Mann zum Feldzug gegen Südwestafrika benötigte, bedeutet doch praktisch nichts anderes, als daß in Nordwestfrankreich mit 60 000 Mann weniger an Streitkräften auf feindlicher Seite zu rechnen war.

Zum Schluß sei auf noch eine Tatsache hingewiesen, die für die Bewertung von Kolonien in der Zukunft von Bedeutung werden könnte. Als der Krieg ausbrach, eilten Zehntausende von jungen Deutschen im Auslande auf die Konsulate, um sich zur Erfüllung ihrer Militärpflicht zu stellen. Es ist bekannt, daß es nur den wenigsten von ihnen gelungen ist, ihre Kraft tatsächlich in den Dienst der Verteidigung der deutschen Flagge zu stellen. Tausende sitzen heute in den Gefangenenlagern, und weitere Tausende sitzen in neutralen Ländern und führen ein zweckloses Dasein, weil es ihnen durch die Sperrung der Seestraßen unmöglich gemacht worden ist, ihre Kräfte der Verteidigung Deutschlands und seiner Kolonien darzubringen. Es sei in dieser Beziehung nur an die zahlreichen Deutschen erinnert, die bei Kriegsausbruch sich auf deutschen und neutralen Schiffen befanden, und deren Zahl in die Tausende geht. Weil nirgends deutsches Land ihnen winkte, deshalb müssen sie heute ihre Kräfte schon jahrelang in neutralen Ländern brach liegen lassen.

Soviel über die positive Seite der politischen Frage.

Negativ kommt aber noch ein weiteres Moment hinzu, das uns Kolonien und Kolonialbesitz in einem anderen Lichte zeigt.

Vor einer Reihe von Jahren erregte bekanntlich das Buch des französischen Oberstleutnants Mangin: „La Force Noire“ großes Aufsehen. Mangin verlangte nichts anderes, als daß Frankreich, um seine Geburtenabnahme auszugleichen, in seinen sämtlichen Kolonien und namentlich in Westafrika eine Art Dienstpflichtsystem einführen solle. Inwieweit die Vorschläge Mangins verwirklicht worden sind, ist nie ganz bekannt geworden. Tatsächlich hat aber Frankreich in einer Weise, die über das bisher möglich Behaltene weit hinausgeht, namentlich seine westafrikanischen Kolonien, die ein anerkannt vorzügliches Soldatenmaterial liefern, zur Unterstützung der Heimat heran-

gezogen. Nach einer Mitteilung, die der ehemalige Kolonialminister Lebrun auf einer am 24. Juni 1915 in Toulouse stattgefundenen Versammlung gemacht hat, besaß Frankreich im Sommer 1916 270 000 Mann farbige Truppen auf europäischem Boden. Davon stammten allein 120- bis 130 000 Mann aus Französisch Westafrika. Über diese militärischen Leistungen hinaus haben die Kolonien Frankreich aber in reichstem Maße auch Menschen für die Aufrechterhaltung seiner Wirtschaft und namentlich der Kriegswirtschaft liefern müssen. Aus Mitteilungen der französischen Presse im Juli 1916 geht hervor, daß um diese Zeit bereits etwa 30 000 farbige Arbeiter in französischen Fabriken arbeiteten, und es war beabsichtigt, weitere Transporte nach Frankreich zu bringen, um auch der Landwirtschaft farbige Arbeiter zuführen zu können.

Nach diesem Krieg, darüber scheint kein Zweifel möglich, ist Frankreich, das schon dauernd unter der durch den geringen Geburtenüberschuß bedingten Abnahme seiner Wehrfähigkeit zu leiden hatte, hinsichtlich seines Menschenmaterials in einer Lage, die es, wenn anders es nicht darauf verzichten will, militärisch noch eine in Betracht kommende Macht zu bleiben, geradezu zwingt, sich nach Rekruten umzusehen. Was wird dann für Frankreich näher liegen, als die tatsächlich schon vorhandene, wenn auch nur mit Zwang durchgesetzte Rekrutierung in seinen menschenreichen Kolonien zu einer Dauereinrichtung zu machen? Daß es selbst während des Krieges es fertig gebracht hat, 270 000 Mann neu in seinen Kolonien anzuwerben, dürfte eine Tatsache sein, an der unsere Politiker in Zukunft wohl kaum werden vorbeigehen können\*). Nach übereinstimmenden Nachrichten haben sich die farbigen Truppen der Franzosen sehr gut geschlagen, wenn auch für uns der Begriff farbige Franzosen dauernd mit einem Wust von Grausamkeit und Brutalität verbunden bleiben wird. Kann auf der anderen Seite Deutschland sich mit der Aussicht abfinden, daß Frankreich in einem möglichen späteren Krieg in noch viel stärkerer Weise sich auf seine Kolonien stützt, und daß möglicherweise unsere Grenzgebiete zum Tummelplatz für afrikanische Neger und kannibalische Südsee-Insulaner werden? Schon vor Jahren ist von deutscher militärischer Seite auf die Gefahren hingewiesen worden, die in der schwarzen Rekrutierung Frankreichs für uns liegen. Diese Gefahren haben sich, wie der Krieg bewiesen hat, in vielfachem Maße verstärkt, um so mehr, als nunmehr auch England beabsichtigt, die Wehrpflicht für seine kolonialen Untertanen einzuführen. Papierne Verbote der Verwendung farbiger

\*) Die Rekrutierung hat inzwischen größere Fortschritte gemacht. In Westafrika ist bereits die Wehrpflicht für Farbige eingeführt worden.

Truppen auf europäischen Kriegsschauplätzen werden, wie alle Vorschriften, nur dann wirklichen Wert haben, wenn die Machtmittel vorhanden sind, um den Frevler am Recht zu strafen. Was liegt da näher, als durch eine radikale Maßnahme namentlich Frankreich die Möglichkeit zu nehmen, in Zukunft überhaupt noch farbige Truppen anwerben zu können, und wenn das schon nicht absolut und restlos möglich sein sollte, und das ist wahrscheinlich, nachdem Frankreich es sogar fertig gebracht hat, die schwächlichen Einwohner von Tahiti und Annam zum Kriegsdienst zu pressen, so muß wenigstens dafür Vorsorge getroffen sein, daß deutsche Kriegsschiffe, gestützt auf deutsche Kolonien, jederzeit in derselben Weise Transporte stören und unmöglich machen können, wie das in den ersten Tagen des Krieges unseren Kreuzern „Göben“ und „Breslau“ hinsichtlich der Abtransporte von Algerien so glänzend gelungen ist.

Nicht Machtchwächung, sondern Machtstärkung bedeuten auf diese Weise Kolonien. Ein Deutschland, das seinen Beruf in der Betätigung in der Welt sieht, muß an seine Politik und an seine Hilfsmittel andere Maßstäbe anlegen, als es noch ein Bismarck durfte. Für ihn galt noch der Satz: Unsere Kolonien verteidigen wir vor den Toren von Mex. Seitdem aber sind wir politisch und wirtschaftlich aus der kontinentalen Enge herausgewachsen und haben unsere Betätigungsgebiete in Asien und in Afrika, in Amerika und Australien gefunden. Der Begriff „Deutschland“ umfaßt in diesem Sinne mehr als nur das geographische Deutschland. Millionenwerte sind in der Welt angelegt, und die geistigen und materiellen Fäden gehen hinüber und herüber. Sie im Frieden zu schützen und zu stärken, daß sie der Heimat und dem Auslandsdeutschtum, im Krieg ein Bollwerk und ein Sammelpunkt der Kräfte sind, dazu müssen unsere Kolonien in Zukunft, gestützt auf eine starke Flotte und eine kraftvolle Heimat, ausgebaut werden!

## Schlußbetrachtungen.

Der Krieg hat viel von dem, was wir früher als gegeben hinnahmen, einer neuen und schärferen Kritik hinsichtlich seines Weshalb? unterworfen. Auch die Kolonialfrage ist in das Schlaglicht neuer Beleuchtung geraten. Wieder müssen wir uns, wie in der Bismarckschen Zeit, Rechnung darüber ablegen: Sollen und können wir Kolonialpolitik treiben? Ist es mit den Ansprüchen, die andere politische Fragen an uns stellen werden, vereinbar, wenn wir wieder nach Afrika und in die Südsee als Kolonialvolk hinausgehen?

Bismarck, der als Kind seiner Zeit sich wesentlich als Preußendeutscher fühlte, hat nur zögernd und schrittweise den verantwortungsvollen Schritt in die Welt getan, gezwungen in der Hauptsache durch die dauernden englischen Quertreibereien gegen unsere Kaufleute in Übersee, auf den Fiji-Inseln, in Westafrika usw. Seitdem sind dreißig Jahre dahingerollt, Jahre, deren jedes Deutschland einen weiteren Schritt auf dem Weg zum Industrie- und Handelsstaat tun sah. In demselben Maße, wie aus dem deutschen Agrarstaat ein Industrieland wurde, sind unsere Beziehungen handelspolitischer Natur zum Auslande lebhaftere geworden, und an die Stelle der die Hunderttausende erreichenden Jahresauswanderungen ist der Zwang getreten, Menschen zur Aufrechterhaltung der Wirtschaft einzuführen.

Was sich in anderen Ländern mit industriellem Übergewicht, wie in England zeigte, entwickelte sich auch in Deutschland: Die Kräfte reichten nicht mehr aus, die für die Ernährung erforderlichen Erzeugnisse selbst herzustellen. Getreide, Fette usw. mußten in ständig wachsendem Maße eingeführt werden. Aus dem früheren Getreideausfuhrland Deutschland war der zweitgrößte Bezieher der Welt an Brotgetreide geworden, trotzdem nirgends die Intensität des Ackerbaues so zugenommen hatte wie in eben diesem Lande. Hatte 1881 der Ernteertrag an Weizen, auf den Hektar berechnet, 12,7 Doppelzentner betragen, so war er 1913 auf 23,6 gestiegen; für Roggen stellten sich die Zahlen wie 10,9 zu 19,1, für Hafer wie 12,1 zu 21,9 usw. Ständig wurde trotzdem der Fehlbetrag zwischen Verbrauch und Vorhandenem größer und mußte durch die Einfuhr vom Ausland ausgeglichen werden. Und Ähnliches galt für die Viehhaltung. Dr. Schulte im Hofe berechnet den Fehlbetrag an Vieh zur Lieferung von Milch, Rahm und Butter auf 837 000 Kühe,

also 16 % unseres gesamten Bestandes an Milchkühen, den zur Lieferung von Fleisch auf 879 000 Rinder, 396 000 Schafe und 82 000 Schweine. Gewaltige Mengen waren es also, die der Zwang zur Ernährung uns vom Auslande zu beziehen nötigte, und menschlichem Ermessen nach konnte keine Berechnung richtiger erscheinen als die Englands, als es glaubte, durch die hermetische Abschließung Deutschland in Kürze durch den Hunger zur Kapitulation bringen zu können. Auslandsbeziehungen andererseits aber waren, wie in den vorstehenden Seiten ausgeführt wurde, auch die Grundlagen unserer mittelbaren Ernährerin, der Industrie! Und zwar in noch stärkerem Maße, wenn man berücksichtigt, daß die deutsche Produktion immer noch einen beträchtlichen Teil der Nahrungsmittel, zur Not vielleicht vorübergehend auch sie vollkommen zu liefern imstande ist, während unsere Industrie keinen Tag — unter den normalen Friedensbedingungen — arbeiten könnte, wenn ihr das Ausland die Rohstoffe an Kupfer, Kautschuk usw. nicht lieferte.

Nach den großen Opfern, die der Krieg uns auferlegt hat, ist es ein nationales Interesse von allergrößter Bedeutung, daß wir unseren Volksbestand festhalten. Eine Wiederholung der Riesenauswanderung der siebziger und achtziger Jahre wäre gerade nach dem großen nationalen Blutverlust eine Katastrophe auch in politischer Hinsicht. Redensarten helfen über diese Gefahr nicht hinweg, sondern nur die Schaffung ausreichender Existenzmöglichkeiten. Arbeit und Brot! Wer unseren Millionen beides sichert im Hinblick auf eine Zukunft, die bei den gewältigen, uns erwartenden finanziellen Lasten nicht immer sehr leuchtend aussieht, den wird die Nachwelt als den Auswerter unserer Erfolge auf dem Schlachtfeld zu würdigen haben. Die Notwendigkeit zur Sicherung dieser beiden Grundfaktoren des Lebens muß und soll das Alpha und Omega sein, wenn der Krieg einmal ausgerast hat, denn die Alternative ist einfach die: wir müssen entweder wieder Menschen oder Waren ausführen! Wer uns die wirtschaftlich größtmögliche Unabhängigkeit verschafft, der sorgt gleichzeitig für die Grundlagen der politischen Unabhängigkeit, der gibt uns die beste Gewähr für die Sicherung unseres nationalen und politischen Daseins gegen feindliche Zukunftscoalitionen!

Unter diesem Gesichtspunkt erlangt dann die koloniale Frage ihre große Zukunftsbedeutung, eine Bedeutung, die zu erkennen nicht dringlich genug immer wieder gemahnt werden muß. Wir leben nun einmal unter Breiten, die die Natur nicht gerade verschwenderisch ausgestattet hat. Moderner, d. h. rastlos arbeitender Wissenschaft und Technik wird und muß es gelingen, auf dem Boden Mitteleuropas die Vorbedingungen für die ausreichende Ernährung zu schaffen. In Mitteleuropa aber

Baumwolle, Fettpflanzen usw. zu ziehen, ist ausgeschlossen. Und damit ist unserer Zukunft der Weg über Mitteleuropa hinaus, hinaus in die Tropen, gewiesen, wo wir die Millionen von Hektaren finden müssen, die uns die Baumwolle, das Öl usw. liefern. Die Zukunft wird uns zu einer Konzentration unseres Kapitals auf die Länder zwingen, in denen wir Herren sind, bzw. in solchen, deren wir unbedingt sicher für die Zukunft sein müssen. Mißtrauen gegen die Fremde hat der Krieg uns zur zweiten Natur gemacht. Nur auf eigenem Grund und Boden, in der eigenen Kraft wurzelt deshalb die unbedingte Sicherheit, die uns mit Vertrauen in die Zukunft blicken läßt.

Diese Forderung ist so selbständiger Natur, daß es ihre Bedeutung gründlich verkennen heißt, wenn man sie zu anderen, möglicherweise auch sehr wichtigen und notwendigen in bedingungsweise Beziehungen bringt. Unser bisheriger Kolonialbesitz, an dessen Wiedererlangung wir schon im Interesse des deutschen Ansehens festhalten müssen, kann sicher bei der Entwicklung, die er unter der neuzeitlichen Erschließung genommen hat, uns zu einem guten Teil vom Ausland unabhängig machen. Immerhin aber haftet ihm der Fehler an, daß er als etwas mehr zufällig Erworbenes seiner wirtschaftlichen Struktur nach nichts Einheitliches darstellt. Der kommende Frieden bringt menschlichem Ermessen nach die letzte und endgültige Verteilung des kolonialen Bodens. Verpaßt Deutschland aus diesen oder jenen Gründen diese Gelegenheit, sich mit Hilfe breit ausladenden Kolonialbesitzes, der ihm gleichzeitig die Möglichkeit zur Kontrolle und Überwachung der großen Seeverkehrsstraßen in den Schoß wirft, das Maß von wirtschaftlicher Unabhängigkeit zu sichern, das die *conditio sine qua non* unserer Zukunft bildet, dann bleibt es ein Torso, ein nach den Erfahrungen des Krieges in sich widerspruchsvolles Gebilde. Und die Opfer, die ihm auferlegt worden sind, bleiben zum guten Teil vergeblich, weil der Sinn des Krieges, die Sicherung unserer nationalen Grundlagen, nicht restlos erfüllt ist. Wie uns keine andere Wahl bleibt, als uns in Europa um jeden Preis bessere Daseinsbedingungen zu schaffen, so bleibt uns auch in der Welt nichts anderes übrig, als unsere wirtschaftliche und damit politische Stellung zu verbessern. E i n s dieser Mittel ist die Schaffung eines hinreichend großen, günstig gelegenen und leistungsfähigen Kolonialbesitzes!

---

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von C. S. Mittler & Sohn,  
Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

---





J. H. Grohnfeldt  
Buchbinderei u.  
Papierhandlung  
\* BREMEN \*

